



UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Untergang und Auferstehung von Pompeji und Herculaneum

Corti, Egon Caesar <Conte>

München, 1951

5. Kapitel Vom Zufallsfund Herculaneums zur Entdeckung Pompejis (1735
bis 1770)

[urn:nbn:de:hbz:466:1-78682](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:hbz:466:1-78682)

5. Kapitel

Vom Zufallsfund Herculaneums zur Entdeckung Pompejis.

1735—1770.

Wenn auch die große Politik die Schicksale der Menschheit auf der Erde bestimmt und ihr Leben beeinflußt, verwirrt oder ordnet, die ewige Natur bleibt sich gleich. Sie grünt und blüht, ebbt und flutet, tobt und rast, breitet segenbringenden Sonnenschein oder befruchtenden Regen, Sturm oder Orkan über die Erde, ungeachtet alles Kampfes und Streites der sie bewohnenden Menschen und Tiere.

Am Neapolitanischen Golf hatte die Natur den Vesuv bis tief in die Dreißigerjahre des 18. Jahrhunderts stets, wenn auch nur beschränkt, auf seine Weise sprechen lassen. In der Zeit zwischen 1717 bis 1737 war dies hauptsächlich dadurch gekennzeichnet, daß der Berg sich auf den gegen das Meer zu abfallenden Hängen vielfach seitlich öffnete und langsam fortschreitende Lavaströme in die Richtung gegen Resina und Torre del Greco entsandte, was stets von leichten Erderschütterungen begleitet war. Diese Tätigkeit war eine so anhaltende, daß man eigentlich von einem zwanzig Jahre lang dauernden, nur durch kurze Pausen unterbrochenen Ausbruch sprechen könnte, der im Mai 1737 seinen Höhepunkt erreichte. Zu dieser Zeit öffnete sich an der südwestlichen Flanke des Berges eine gewaltige Spalte, aus der ein mächtiger, glühender Lavastrom gegen Torre del Greco floß, der schwerste Verheerungen anrichtete. Damals flog auch ein großer Teil der Vesuvspitze in die Luft, die dabei so stark

an Höhe verlor, daß sie niedriger wurde als der weiter östlich liegende, nun Somma genannte Teil des einstigen Kraterandes. So hatte der Vesuv seine Gestalt neuerdings verändert, was auch weiterhin bis in unsere Tage noch öfter geschehen sollte. Dann allerdings beruhigte sich der Berg wieder, und von da an stellte er seine Tätigkeit für längere Zeit fast völlig ein.

Es war klar, daß während der seitlichen Lavaausbruchperiode, in der gerade die Fundstätten der Statuen d'Elboeufs am meisten bedroht waren, niemand mehr daran dachte, weitere Grabungsarbeiten vorzunehmen. Alles war von Schrecken gelähmt, auch die maßgebende Persönlichkeit König Karl von Bourbon, der für die Dauer des Ausbruches in dem Monat Mai 1737 die Zimmer seines Neapler Palastes nicht zu verlassen wagte¹⁾.

Es blieb also vorläufig bei den von General d'Elboeuf gemachten Funden. Vier von daher stammende, beschädigte Statuen standen in der nun dem König gehörenden Villa in Portici, während vier Torsi einige Zeit am Marktplatz in Resina aufgestellt waren, bis auch sie den Weg nach jenem Sommerheim des Herrschers fanden. Die drei schönsten Bildwerke aber, die man damals unter dem falschen Namen Vestalinnen kannte, hatten bis zum 1736 erfolgten Tode Eugens von Savoyen die Freude der Wiener kunstsinnigen Welt gebildet. Aber sie sollte nicht lange dauern. Der Prinz war unvermählt gestorben und es waren ihm auch drei Nefen, Söhne seines ältesten Bruders, des Grafen von Soissons, im Tode vorangegangen. Nur eine Tochter desselben, Anna Viktoria, die an einen Prinzen von Sachsen-Hildburghausen vermählt war, lebte noch. Da Eugen ohne Testament gestorben war, kam bei dem nun folgenden Streit um die Verlassenschaft diese Nichte als die nächste Anverwandte zu dem

¹⁾ Michelangelo Schipa, *Il regno di Napoli al tempo di Carlo di Borbone*. Napoli 1904. S. 76.

reichen Erbe. Fast eindreiviertel Millionen Gulden, die herrlichen Juwelen, das prachtvolle Silber, die unvergleichliche Bibliothek wurden nebst den Besitztümern in Piemont und Frankreich ihr eigen. Aber das alles war an keine Würdige gekommen. „Mit einer Habgier, die wahrhaft ekelerregend war“, sagt der hochangesehene Historiker und Chef der kaiserlich-österreichischen Archive Alfred Arneht von ihr¹⁾, „suchte sie alles, was ihr Oheim hinterlassen hatte, so schnell als möglich zu verwerten. Nichts wurde verschont, alles unnachsichtig zu Geld gemacht.“ Die schönsten Einrichtungsgegenstände aus Palästen und Schlössern, selbst die Gemälde wurden von den Wänden fortgenommen, um sie an den Meistbietenden zu verkaufen. Mit Mühe und Not gelang es dem Kaiser, das Belvedere zu erwerben und die Bibliothek vor dem Zerstreutwerden zu bewahren, doch nur gegen Zusicherung einer hohen Leibrente an die Erbin.

Zu den feilgebotenen Gegenständen gehörten natürlich auch die dem Prinzen Eugen von d'Elboeuf geschenkten Statuen, die man wohl ihrer Schönheit wegen bewunderte, von denen man aber damals noch nicht wußte, was ihre Aufindung tatsächlich bedeutete und für welch gewaltige Erkenntnis sie den Ausgangspunkt bilden sollten. Schon als das noch unbestätigte Gerücht vom Verkauf dieser Kunstwerke die Stadt Wien durcheilte, waren „die ganze dortige Akademie und alle Künstler gleichsam in Empörung“²⁾. So wie sich die Sache dann bewahrheitete, formte der damals noch in Wien lebende und sehr berühmte Bildhauer Lorenzo Mattielli die Statuen in Ton nach, „um sich den Verlust derselben dadurch zu ersetzen“.

Dieser Mann stand mit dem kunstsinnigen Kurfürsten

¹⁾ Alfred Arneht, Prinz Eugen von Savoyen. Wien 1858, Bd. III, S. 501.

²⁾ Johann Joachim Winckelmann, Gedanken über die Nachahmung der griechischen Malerei und Bildhauerkunst. Dresden-Leipzig 1756.

Friedrich August II. von Sachsen, als König von Polen August III., in Verbindung und es wurde schon über eventuelle Berufung des Künstlers nach Dresden verhandelt. Da kam Mattielli auf den Gedanken, den Monarchen auf die drei herrlichen, in Wien zu Verkauf stehenden antiken Kunstwerke aufmerksam zu machen. Der Monarch, der einstmals bei der Aufstellung der Sixtinischen Madonna im Prunksaal des Dresdner Schlosses mit den Worten „Platz da für den großen Raffael!“¹⁾ eigenhändig seinen Thronsessel zurückgeschoben haben soll¹⁾, genoß nicht umsonst den Ruf, für alles Schöne begeistert zu sein. Er ließ sich den Rat nicht zweimal geben, erwarb sogleich die drei wundervollen Statuen, stellte sie in seiner Antikensammlung auf und erfreute sich an den edlen Zügen der Bildwerke, dem herrlichen Faltenwurf der Kleidung und ihrem warmen, ins Gelbliche spielenden Marmor. In Wien aber hatte ihnen jedermann „mit betrübten Augen“ nachgesehen, als sie nach Dresden fortgeführt wurden. Somit standen die ersten, wirklich tadellosen und kostbaren Funde aus der Gegend des Vesuv nun fern im Norden und waren für Neapel so gut wie für immer verloren. Und es blieb auch dabei, weil König Karl beider Sizilien mehr Wert darauf legte, eine August III. gehörige lebende Statue aus Dresden nach Neapel heimzuführen, nämlich dessen schöne Tochter Maria Amalia Christine, die sich im Jahre 1738 mit dem Herrscher aus dem Süden Italiens vermählte und im Juli in ihrer neuen Heimat eintraf.

Die junge nunmehrige Königin war im Hause ihres Vaters kunstsinnig erzogen worden; sie hatte auch wiederholt die neu erworbenen drei antiken Frauengestalten gesehen, die im Pavillon des großen Gartens des Museums in Dresden aufgestellt waren. Als sie nun nach Neapel kam und zu Portici die übrigen, von d'Elboeuf zutage geförderten Dinge er-

¹⁾ Karl Justi, Winckelmann und seine Zeitgenossen. Leipzig 1898. Bd. I, S. 235.

blickte, da drang sie in ihren Gemahl, doch zuzusehen, ob er nicht noch weitere solche finden könne. Da dies auch mit den Wünschen des Königs übereinstimmte und der Vesuv nach dem Großausbruch des Monats Mai 1737 nun schon fast anderthalb Jahre völlig untätig war, beschloß der Monarch ernstlich, wieder Ausgrabungen zu versuchen. Er gab am 22. Oktober des Jahres 1738 den Befehl, neue Nachforschungen dort anzustellen, wo der General Prinz d'Elboeuf gegraben und seine Statuen gefunden hatte. Schwierig war dies freilich sehr, lagen doch die betreffenden Gegenstände fünfzehn bis zwanzig Meter tief unter steinhartgewordenem Schlamm und war es doch auch d'Elboeuf nur mit Mühe und unter großen Kosten gelungen, da auf gut Glück enge und niedere Gänge vorzutreiben.

Der König beriet sich mit dem Cavaliere Rocco Gioacchino de Alcubierre, einem aus Spanien mitgebrachten Ingenieur, ursprünglich Feldmesser, den der Monarch zum Obersten und Befehlshaber der neapolitanischen Genietruppe gemacht hatte. Der Mann erklärte, es sei durchaus möglich, solche Nachgrabungen zu machen, obwohl dabei große Schwierigkeiten zu gewärtigen wären. Man konnte ja auch nicht viel anderes tun, als mit natürlich etwas größeren Mitteln und mehr Arbeitern als jener Privatmann durch Gänge und Löcher ins Blinde hinein weiterzuarbeiten. Dabei war zu bedenken, daß oberhalb die Häuser von Resina standen; man glaubte also, um diese nicht zu gefährden, die vorgetriebenen Hohlräume nach Durchsuchung wieder mit Erde und Steinen füllen zu müssen. Denn wenn irgendwo etwas zusammenstürzte und ein Wohngebäude beschädigt wurde, hatte man es mit ungezählten Klagen und Schadenersatzforderungen zu tun.

So ging man also daran, sich durch den vom Prinzen d'Elboeuf entdeckten Brunnen, dessen Wasserspiegel etwa zweiundzwanzig Meter unter dem bewohnten Gebiet von Resina lag, mit der Spitzhacke sowohl, wie mit Sprengungen

von Pulverminen vorzuarbeiten. Und es dauerte auch nicht lange, da wurden zwei Bruchstücke von überlebensgroßen Pferden aus Bronze gefunden. Sofort meldete man dies dem Marchese Don Marcello Venuti, einem Humanisten aus Toskana, dem der König die Leitung der Bibliothek seines Palastes in Neapel und auch die Aufstellung der prachtvollen Kunstschatze anvertraut hatte, die er durch seine Mutter Elisabeth Farnese nach dem Erlöschen des Mannesstammes ihrer Familie geerbt hatte. Sofort begab sich der Marchese an den Fundort, wo man inzwischen auch noch zwei riesige Marmorbildwerke mit der Toga bekleideter Römer fand, deren eines die Gesichtszüge des Kaisers Augustus trug. Es folgten bemalte und mit Stuck überzogene Säulen aus Ziegelsteinen, endlich eine vollständig erhaltene und in schönstem Marmor ausgeführte dritte Männerstatue in Toga. Venuti begleitete das Königspaar an Ort und Stelle und freute sich an dessen Begeisterung über die zutage tretenden Gegenstände. Der Marchese ließ sich vor den Augen seines Herrschers in die Hohlgänge hinab und bemerkte, daß man eben im Begriffe war, eine vielstufige Stiege aufzudecken. Aus der Form der gesamten Bauanlage schloß er, daß es sich um eine Schaubühne oder ein Amphitheater handeln könnte. Nachdem man noch Kopf und Rumpf eines Bronzepferdes gefunden hatte, stieß man am 11. Dezember 1738 auf die Bruchstücke einer Inschrift, aus der zu ersehen war, daß Lucius Annius Mammianus Rufus das „THEATRUM HERCULANENSEM“ aus eigenem erbaut habe. Damit war nun die doppelte Erkenntnis gegeben: einmal, daß es sich um ein Theater handelte, und zwar, was das wichtigste war, um jenes von Herculaneum; dann auch wer dabei Bauherr und wer Architekt gewesen war. D'Elboeuf war also bei seinen ersten Funden ahnungslos genau vor die Bühne eines Theaters gekommen, auf die dereinst die wundervoll geschmückte, als Kulisse und Hintergrund dienende Rückwand mit ihrer Mar-

morverkleidung und ihren zahlreichen Statuen durch den Anprall des Schlammstromes aus dem Vesuv hinabgestürzt war. Daher kamen die reichen Funde an jener Stelle. Die durch den österreichischen Kavalleriegeneral dem Prinzen Eugen geschenkten Bildwerke waren also diejenigen, die zur Auffindung Herculaneums führten. Johann Joachim Winckelmann, einer der ersten Männer, die sich mit antiken Kunstwerken gründlich wissenschaftlich beschäftigten und der damit gleichsam zum Vater der deutschen Archäologie wurde, konnte so bei der Beschreibung der in Dresden stehenden antiken Frauenstatuen mit Berechtigung sagen: „Es verdienet der Welt bekanntgemacht zu werden, daß diese drei göttlichen Stücke die ersten Spuren gezeiget zur nachfolgenden Entdeckung der unterirdischen Schätze der Stadt Herculaneum.“

So ergab sich die merkwürdige Tatsache, daß dieser fast zwanzig Meter tief unter festem Gestein liegende Ort schon gefunden wurde, während die Lage des viel weniger tief und unter leichteren Lapilli und Aschensand begrabenen Pompeji immer noch ein großes Fragezeichen blieb. Dies hing allerdings auch mit der Tatsache zusammen, daß oberhalb Herculaneum eine auf Brunnenwasser angewiesene Ortschaft lag.

Nun ging Alcubierre, der spanische Ingenieur des Königs, an die Arbeit; am Anfang stellte er etwa zwanzig Mann an, die die schon vorhandenen antiken und d'Elboeuf'schen Gänge und Höhlungen erweiterten und ausbauten. Und wirklich, man hatte Glück und fand gleich Bruchstücke eines Streitwagens und weitere von Bronzepferden, die offenbar einer Quadriga angehört hatten. Nach ihrer Lage schien es, als ob dieses eherne Viergespann nicht dem Theater entstammte, sondern ein nahegelegenes anderes Gebäude gekrönt haben mochte und nur mit dem Schlammstrom hierhergelangt war. Auch sonstige Bronzegegenstände und Bildwerke wurden gefunden und der König hatte seine herzliche Freude daran.

Schon waren Teile von achtzehn Sitzreihen des Theaters festgestellt; da stieß man auf einzelne herrliche Bronzestatuen. Eine davon war ganz gewaltig groß und man glaubte, sie stelle den Kaiser Titus Vespasian dar. Das Bildwerk war innen mit Blei ausgegossen und daher so schwer, daß selbst zwölf Männer es in dem beengten Raum nicht fortbewegen konnten. Da so viele Bruchstücke von zerbrochenen Kunstwerken vorgefunden wurden, beauftragte man einen sonst nicht allzu berühmten Bildhauer namens Joseph Canart mit der Wiederherstellung dieser Gegenstände. Das erste, was er tat, war, die besterhaltenen Statuen usw. glänzend zu putzen und damit die antike Patina von den Bronzen zu entfernen. Da sich ungemein zahlreiche abgebrochene Teile fanden und Canart vor der Fülle der nötigen Zusammensetzungsarbeit erschrak, ließ er Bronzefragmente einfach einschmelzen. Ja er befahl sogar aus dem Torso des Quadrigaführers, den er als nicht wiederherstellbar bezeichnete, große Medaillons mit den Bildnissen des Königs und der Königin, Heiligenstatuen, sowie prunkvolle Leuchter für die Schloßkapelle zu gießen, bis ihm das Herrscherpaar selbst das Handwerk legte. Schon aber war sehr vieles auf solche und ähnliche Weise zugrunde gegangen.

Die Aufdeckungsarbeiten, oder besser gesagt die Höhlengrabungen gingen indes weiter und wurden am 21. Mai 1739 von einem besonders schönen Erfolge gekrönt. Man grub nämlich unweit der Stelle, wo man die Quadrigaresten gefunden hatte, eine wundervolle, überlebensgroße Reiterstatue aus Bronze aus, die eine Inschrift als jene des Marcus Nonius Balbus bezeichnete, eines der vornehmsten Männer des antiken Herculaneum, der dereinst Statthalter in Kreta und Afrika gewesen war. Alcubierre war sich nicht ganz klar, was das für ein Gebäude war und wußte auch nicht genau, an welcher Stelle man dieses herrliche Bildwerk gefunden hatte. Aber das war gleichgültig, sein Herrscher hatte eine un-

bändige Freude daran und das Reiterbild wurde sogleich im Hofe der nahen königlichen Villa in Portici aufgestellt.

Da der Monarch bestrebt war, seine Ausgrabungserfolge möglichst geheimzuhalten, niemand außer die von ihm dazu Bestellten die Dinge zeichnen durften und auch niemand darüber etwas schreiben konnte, so gelang es nur einigen wenigen bevorzugten Zeitgenossen, die Schätze würdigen zu können. Dazu gehörte auch Kardinal Quirini, der kunstsinnige Vorsteher der Vatikanischen Sammlungen und Bibliothek, der sofort erklärte, es sei die prachtvollste Reiterstatue der Antike, die bisher bekannt wäre, viel schöner und selbst besser gemacht als jene des Kaisers Antoninus am Kapitol, für die er damals das jetzt als Marc Aurel erkannte Bildwerk hielt. In dem Augenblick, da die Gänge nun auch schon in, dem Theater nahegelegene, antike Häuser und Wohnungen vordrangen, fand man nun im Juli und August 1739 anmutige Wandmalereien, die meistens Szenen aus der Götterwelt und den griechischen Sagen darstellten.

Entzückt schrieb Marchese Venuti über diese Gemälde einem gelehrten Freunde: „Bei den Ausgrabungen nächst Neapel hat sich die schönste Sache der Welt gefunden. Eine bemalte Wand mit Figuren in Naturgröße, herrlich und auf das Lebenswahrste gemalt, viel schöner als die Werke Raffaels¹⁾!“

Es handelte sich da um das Bild des Theseus mit dem erlegten Minotaurus zu seinen Füßen, den Kinder und Frauen umstehen, die dem Helden zum Dank Hände und Knie küssen. Bis zu diesem Zeitpunkt waren schon etwa vierzig solche Malereien gefunden worden. Man löste sie ab, schaffte sie aus den Höhlen heraus und brachte sie nach Portici in die königliche Villa, die zur Aufnahme all der Funde bereits einen Anbau, also schon ein eigentliches Museum besaß.

¹⁾ Marchese Venuti an Antonio Francesco Gori, Rom, 31. November 1739. (Gori, *Symbolae litterariae opuscula varia* 1748.)

Nun überzog man die Gemälde mit einer Art Firnis, den ein gewisser Morriconi angeraten hatte, um sie vor dem Verblassen und Abblättern zu schützen, gab ihnen Glas und Rahmen und schuf so eine Art antiker Bildergalerie. In einzelnen Fällen aber zeigte sich, daß der Firnis die Farben an sich zog und endlich mit diesen trocken herabfiel, wodurch einige der schönsten Stücke zugrunde gingen. Das kränkte den König sehr, der mit größter Freude seine antiken Sammlungen wachsen sah; er entließ Morriconi, konnte aber den Schaden nicht mehr wiedergutmachen¹⁾. Um in Zukunft wenigstens in solchen Fällen ein Abbild von den Funden zu haben, entschloß sich der Monarch, von nun an alle zutage tretenden antiken Malereien abzeichnen zu lassen.

Auch die Königin war entzückt über all die herrlichen Dinge. Einmal fand man ein wunderschönes Schmuckstück mit einem Smaragd, der in der Mitte einen blutroten Fleck besaß; er wurde der Herrscherin gebracht, die ein Bild des Vesuv gemmenartig einschneiden und dahinter eine Inschrift anbringen ließ, die der in Neapel sehr berühmte Professor der griechischen Literatur und Archäologie Abbate Giacopo Martorelli, ein ebenso eitler wie vielgeschäftiger und umständlich schreibseliger, aber fleißiger Mann verfaßt hatte. Die Inschrift wies darauf hin, dieser Stein stamme aus den dereinst vom feuerspeienden Vesuv begrabenen römischen Ortschaften. So naiv und archäologisch ungebildet der Hof der ganzen Sache gegenüberstand, ebenso eifersüchtig wahrte man sich das alleinige Vorrecht, Ausgrabungen zu veranstalten. Man war da sehr streng, es konnte kaum jemand eine größere Grube machen, ohne sogleich in den Verdacht zu kommen, unerlaubte Arbeiten vorzunehmen, was sofort mit schwerer Strafe geahndet wurde. Ohne ausdrücklichen könig-

¹⁾ Die heutige Zeit hat Morriconi teilweise Gerechtigkeit widerfahren lassen; viele der von ihm gefirnißten Bilder wurden davon wieder befreit und zeigen leuchtend gut erhaltene Farben.

lichen Befehl durfte niemand, selbst kein Arbeiter irgend etwas Gefundenes abmalen oder sich schriftliche Aufzeichnungen darüber machen.

Der Monarch aber merkte bald, daß der mit der Leitung der Arbeiten beauftragte Alcubierre wohl vom Technischen einiges verstand, aber sonst wissenschaftlich vollkommen unzulänglich blieb; er war Ingenieur und kein Archäologe, Techniker aber kein Philologe. So geschahen die schwersten Fehler; auf Inschriften zum Beispiel wurde gar kein Gewicht gelegt; einmal nahm man riesige Metallbuchstaben einer solchen herab und warf sie wahllos in einen Korb, bevor man den Text auch nur gelesen hätte. Der König sah ein, da müsse Abhilfe geschaffen und dem Ingenieur eine wissenschaftliche Leuchte an die Seite gestellt werden, welche die Funde entsprechend auswerten, behandeln und beschreiben könnte. Er wandte sich an seinen leitenden Minister Grafen Fogliani, und da wollte es der unglückliche Zufall, daß dieser damals einem Vetter einen guten Posten verschaffen wollte. Der betreffende Verwandte war Monsignore Ottavio Antonio Bayardi aus Parma, der wohl im Rufe hoher Gelehrsamkeit stand, in Wirklichkeit aber ein verschrobener, unklarer Kopf und aufgeblasener, dünkelfhafter Vielschreiber war. Der kleine, verhutzelte, kranke und alte Gelehrte behauptete von sich, er habe vierzig Bände einer Arbeit zur Regelung der Chronologie der Kirchengeschichte druckfertig liegen. Das bezeichnete blitzartig seine Arbeitsweise; aber davon erfuhr der König zunächst nichts. Er nahm den empfohlenen Mann, der sich wohl das Museum in Portici ansah, aber behauptete, sein Asthma hindere ihn, bei den Grabungen selbst anwesend zu sein. Bayardi machte die größten Fehler in der Beschreibung der gefundenen Dinge. Typisch hellenische Bronzeköpfe erklärte er für römisch und tausend andere Irrtümer mehr. Der Herrscher aber wollte dem neugierigen Publikum irgend etwas bieten und drängte ihn, eine Darstellung der Funde zu geben.

Was aber tat Bayardi? Er vergrub sich in Bücher, schrieb und schrieb, und erklärte, er brauche noch eine Anzahl von Jahren und vielleicht noch mehr für seine Einleitungen. Doch wegbringen konnte man den weitschweifigen Mann nicht, denn immer noch war der mächtige Verwandte Minister.

Nach den ersten glücklichen Funden in Herculaneum machten sich die Schwierigkeiten der Grabungen in den steinharten Laven stark fühlbar. Die Richtung, in die die Gänge vorgetrieben wurden, war keine glückliche und die Ergebnisse daher sehr schmal. Aber schon hatte der Monarch sich durch das bisher zutage geschaffte reiche Material in wenigen Jahren ein ganz prachtvolles Museum einrichten können, wie es kein anderer Herrscher Europas in solcher Fülle besaß. Schon waren auch im königlichen Palast in Neapel Loggien erbaut worden, die antike Kunstwerke aufnehmen sollten, und man dachte bereits daran, überhaupt ein neues Gebäude zu bestimmen, das nicht nur die Farnesischen Kostbarkeiten, sondern auch die Herculaner Funde aufnehmen sollte.

Um 1745 schienen die Grabungen dort auf einem toten Punkt angelangt zu sein. Die Ergebnisse waren karg geworden, überdies befürchtete man damals einen neuen Einfall kaiserlicher Truppen und den Versuch, Neapel wieder habsburgisch zu machen, wozu es aber nicht kam. Auf jeden Fall ließ Alcubierre die Arbeiten unterbrechen und sann darüber nach, wie und an welcher Stelle er neue Ausgrabungen vornehmen könnte, die womöglich geringere Schwierigkeiten bieten sollten als die bisherigen. Nun lebten damals in Neapel zwei Männer, die in dem Rufe höchster Gelehrsamkeit standen. Es waren dies ein Kanonikus Alexius Mazzocchi, ein Philologe, der sich auch mit griechischen Altertümern befaßte, und der schon genannte Martorelli, den eine wahre Leidenschaft für die herculanensischen Funde ergriffen hatte. Neid erfüllt mußte dieser zusehen, daß ein Nichtneapolitaner wie Bayardi für eine ganz unbrauchbare Arbeit schwere Dukaten

einsteckte, während er, der heimische Gelehrte, förmlich spionieren mußte, um etwas von den Funden zu sehen und sich nur unter Gefahr für seine Freiheit Notizen darüber machen konnte.

Freilich, auch er war sehr schwerfällig und weitschweifig in seiner Arbeit, aber er lebte seit jeher an Ort und Stelle, und nun, da Herculaneum entdeckt war, fieberte er in dem Gedanken, auch Pompeji zu finden. Eben wieder war die Nachricht gekommen, daß auf dem Civita genannten Hügel Landarbeiter beim Bebauen des Bodens dort und da neuerdings auf Mauerreste gestoßen waren. Auch von kleineren Funden, wie einem bronzenen Dreifuß, einem Priap usw., hörte man, und im Februar 1748 erklärte Martorelli, die alten Meinungen Pellegrinos und anderer neu aufnehmend, er sei überzeugt, dort liege Pompeji begraben. Sein Kollege Mazocchi, obwohl wissenschaftlicher Nebenbuhler und dem Martorelli spinnefeind, war der gleichen Ansicht. Den beiden schloß sich der Ingenieur-Oberst Alcubierre zwar nicht an, er glaubte eher, es handle sich um Stabiae, aber daß unter Civita etwas begraben lag, darüber gab es auch für ihn keinen Zweifel. So ging er eines Märztages 1748 zu den bezeichneten Fundstätten nächst dem Sarnokanal und kam nach dieser Untersuchung zu dem grundlegenden Entschluß, dem Könige vorzuschlagen, das in letzter Zeit immer schwieriger gewordene und dabei nur geringe Ausbeute liefernde Graben bei Herculaneum einzustellen und einmal zu versuchen, ernstlich auf dem Gebiete der Civita zu arbeiten. Der Monarch war einverstanden und es erging tatsächlich am 23. März 1748 der dahingehende Befehl.

So wurde hier die Suche am 1. April 1748 mit zwölf Arbeitern begonnen, und zwar an einem, wie sich später herausstellte, sehr glücklichen Punkte¹⁾. Aber noch ahnte man

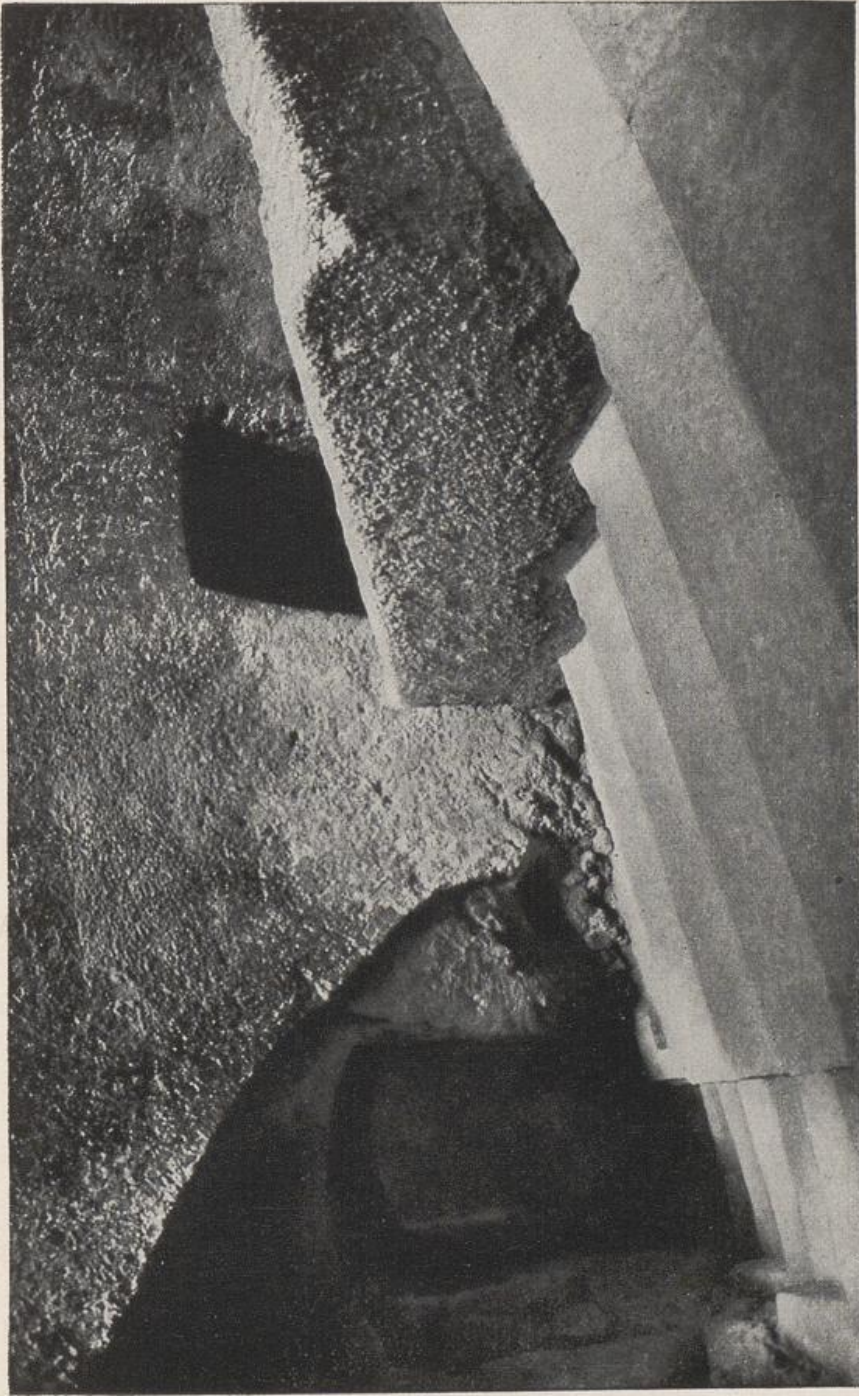
¹⁾ Und zwar ca. 200 Meter vom Tempel der Fortuna Augusta in Pompeji, links der Straße nach Nola und nächst der Kreuzung der Stabianer und Nolaner Straße.

trotz den sofort aufgefundenen Häuserteilen nicht, daß man sich mitten in einer Stadt befinde; man hielt diese Mauern noch immer für jene einzelstehender Gebäude, schüttete sie stets nach ihrer Durchsuchung auf Gegenstände, die man ins Museum schaffen konnte, wieder zu und begann anderswo zu graben.

Indessen war die Zahl der Arbeiter vermehrt worden. Alcubierre hatte einen Befehl an den Bürgermeister von Torre Annunziata durchgesetzt, wonach die bei den Grabungen Beschäftigten in den Häusern dieser Ortschaft wohnen konnten. Am 6. April waren es schon vierundzwanzig Leute, darunter zwölf mit Zwangsarbeit bestrafte Zuchthäusler. Am selben Tage fand man die erste große und wunderschöne Wandmalerei. Augenblicklich wurde Joseph Canart herbeigerufen, der sie aus der Wand herausschnitt und in sein Atelier nach Portici bringen ließ. Es waren farbige Girlanden von Obst, Blüten und Weinlaub, die offenbar ein Speisezimmer geschmückt hatten. Man fand auch einen altrömischen Helm, Öllampen, Münzen und dergleichen.

Am 19. April 1748 stieß man auf den ersten Toten, das Skelett eines am Boden liegenden Mannes, dessen Hände eine Anzahl Gold- und Silbermünzen aus der Zeit Neros und Vespasians entglitten waren. Es handelte sich ohne Zweifel um die antike Leiche eines Pompejaners, der beim Ausbruch des Vesuv mit seiner geringen Habe an Geld hatte fliehen wollen.

Nun grub man mit verdoppeltem Eifer weiter. Neugierde und Beutegier bei völliger Planlosigkeit waren die vornehmlichen Beweggründe dabei. So kam es, daß man bald dort und bald da zu graben begann, sprunghaft und unstedt, alles dem Glück und dem Zufall anheimstellend. Dann ließ man die Arbeiten an dem so günstigen Punkte, wo man sie begonnen hatte, wieder stehen und wandte sich im November des Jahres 1748 plötzlich der Gegend des Amphitheaters zu,



45. Brunnenschacht, durch den man zum ersten Male in das Theater Herculanensium gelangte, wodurch die Stadt 1711 entdeckt wurde

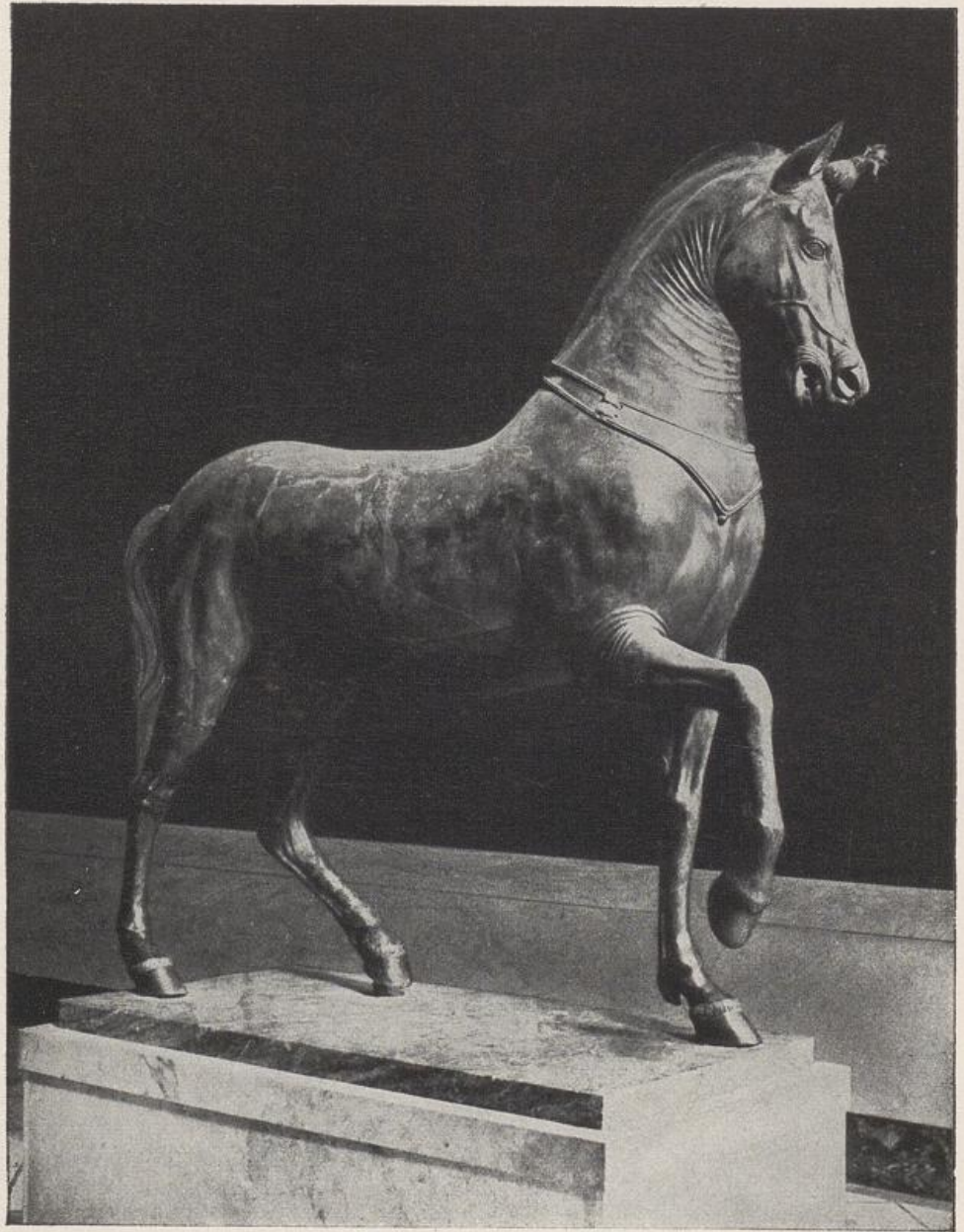


46. Statue einer jugendlichen Römerin. Es ist eines der drei Bildwerke, die der österreichische Kavalleriegeneral Prinz d'Elboeuf als erste ausgrub und deren Auffindung zur eigentlichen Entdeckung Herculaneums führte. Sie wurde dem Prinzen Eugen von Savoyen zum Geschenk gemacht und ist derzeit in der staatlichen Skulpturensammlung zu Dresden



47. Detail der Statue einer Matrone

Siehe die Bemerkung unter Bild 46. Skulpturensammlung zu Dresden



48. Das aus Teilen der vier Pferde einer in Herculaneum aufgefundenen zerstückelten Quadriga in bourbonischer Zeit zusammengeschniderte einzelne Bronzepferd

Fot. Alinari

wo die ovale Senkung, die sich dort im Gelände zeigte, auch von außen auf die Vermutung hinwies, hier liege ein großes Gebäude. Aber auch da deckte man nur einzelne Teile der Sitzreihen auf und erkannte mehr oder weniger, daß es sich um ein Amphitheater handeln müsse. Weil Alcubierre immer noch im Wahne stand, Stabiae aufzudecken, nannte er das Gebäude „Teatro Stabiano“.

Nach wie vor aber suchte man hauptsächlich nach Gold- und Silbergegenständen sowie Bronzestatuen, und fand natürlich solche im Zuschauerraum, auf den man zunächst gestoßen war, nicht vor. So ließ man die Grabungen auch hier wieder stehen, wandte sich nun nach Westen und grub blind, schon außerhalb der Stadt, in der Gegend vor dem Herculaner Tor. Dort hatte man das Glück, eine Villa aufzudecken, von der man ganz unberechtigterweise behauptete, sie hätte Cicero gehört und die entzückende Wandmalereien enthielt: acht gleichsam fliegende Bacchantinnen in wallenden Gewändern, eine Gruppe von Zentauren und Faunen, die auf einem Seile spielen und das Gleichgewicht zu halten suchen. Nachdem auch hier die Fresken ausgeschnitten und die wenigen Gegenstände aus Bronze und Metall geborgen waren, schüttete man das Haus wieder zu. Bis zum heutigen Tage ist nicht mehr ganz klar, wo die genaue Fundstätte dieser reizenden Bilder gewesen sein mag. Diese Bacchantinnen, die kunstvolle mimische Tänze ausführen, wie sie im Altertum viel gepriesen waren, lösten das höchste Entzücken des Königs aus, und er ließ sie gleich in Kupfer stechen, wobei allerdings die zarten und schönen Farben nicht zum Ausdruck kamen. Zuerst noch geheimgehalten, erregten die Abbildungen im Augenblick, da die Stiche an die Öffentlichkeit kamen, ungeheures Aufsehen in der ganzen Welt.

Damit hatte das Jahr 1749 sehr vielverheißend begonnen, aber die weiteren Arbeiten förderten nur Mauerreste zutage, die erhofften Gold- und Silberschätze blieben so sehr aus,

daß Alcubierre wieder an der Bedeutung der Funde zu zweifeln begann und eines Tages sogar erklärte, die Grabungen bei Civita seien „nunmehr schon fruchtlos“ und es sei besser, wieder an anderen Orten, bei Pozzuoli, Sorrent usw., zu suchen. Aber noch arbeitete ein dem Alcubierre beigegebener Schweizer Architekt Karl Weber, ein außerordentlich vernünftiger und fleißiger Mann, dort weiter. Das geschah so bis Ende September 1750, da jedoch auch er nichts Besonderes fand, ließ man zeitweilig die Arbeiten nächst Civita gänzlich auf und dachte daran, sich wieder jenen seinerzeit unterbrochenen Versuchen zuzuwenden, Herculaneum auszugraben. Weber hatte zunächst wohl fleißig, aber auch nicht viel anders gesucht wie sein Vorgesetzter. Er hatte erst Erfahrungen gesammelt und war bestrebt, sich über eine wissenschaftlichere und überlegtere Grabungsart klarzuwerden. Alcubierre zeigte sich in gewissem Sinne zufrieden, daß Weber anfangs auch nicht viel mehr Erfolg hatte, denn der Spanier war eifersüchtig bestrebt, vor dem Könige als alleiniger Aufdecker und Finder der wertvollen Dinge zu gelten. Doch eines Tages kam die Nachricht, man habe unweit Herculaneum und der ersten dortigen Fundstätten nächst den Gemüsegärten der Augustinermonche westlich von Resina Mauern und Säulen ausgegraben, die offenbar einem sehr großen Gebäude angehörten. Dieses war wieder gelegentlich einer Brunnengrabung zutage getreten, die sowohl die 1631 herabgeflossene Lava, als auch die Schlammassen vom Jahre 79 n. Chr. hatte durchstoßen müssen. Dabei war man auf eine halbkreisförmige Veranda gekommen, die mit einem wertvollen eingelegten Fußboden aus farbigem Marmor geschmückt war. Dergleichen konnte sich nur in einem sehr reichen Haus vorfinden.

Ingenieur Karl Weber, der indessen seine Tätigkeit wieder nach Herculaneum verlegte und dem seit 1750 für zwölf Dukaten monatlich die „Unteraufsicht und das Befahren der

unterirdischen Orte und Gräfte“ übertragen war, hatte eben die erste, sehr vernünftige Maßnahme, das Aufstellen eines Planes und Grundrisses der bisher angelegten Gänge und Gebäude beendet und einen Entwurf zum völligen Aufdecken des Theaters verfaßt. Bald gelang es ihm, dessen Bühne weiter zu erforschen. Es war nicht leicht für ihn angesichts seines eifersüchtigen Vorgesetzten zu arbeiten, der zum Beispiel die neuangelegten Stützpfosten in den Stollen wieder entfernen ließ, worauf die befürchteten Einstürze auch prompt erfolgten.

Weber war auch gar nicht einverstanden gewesen, daß man trotz seiner Mißerfolge die Grabungen bei Civita ganz aufgegeben hatte, er war immer noch dafür, diese wieder aufzunehmen. Als aber nun die Nachricht kam, man habe bei Resina wieder einen schönen Marmorfußboden und Gebäude gefunden, da ging auch er mit Feuereifer daran, die Arbeiten dort weiterzutreiben. Und wirklich, es war förmlich ein Wunder, was da alles entdeckt wurde. Man kam plötzlich auf ein gewaltiges Peristyl mit nicht weniger als vierundsechzig Säulen, das ein großartiges Badebassin in Form eines langen Kanals enthielt. Dem Ingenieur Karl Weber gingen die Augen über, als zwischen den einzelnen Säulen allmählich eine wahre Galerie von höchsten Kunstwerken altrömischer und griechischer Meister aus Metall und Marmor zutage trat. Dreizehn große Bronzestatuen, von denen neun zu den schönsten Antiken der Welt gehören, ein trunkener und ein schlafender Faun, Tänzerinnen, Kämpfer, siebenundvierzig Porträtbüsten aller Art. Mit einem Schlage war so klargeworden, daß man in diesen Gegenden unermessliche Schätze werde aufdecken können. Was die Ausgrabenden in ihren kühnsten Träumen nicht zu erhoffen gewagt, fand sich da alles auf einem Platze vereint. Eine weit ausgedehnte Villa war es, mit prunkvollen Wohnräumen, mit Loggien und Veranden, mit Peristylen und Atrien und alles auf das reichste und schönste geschmückt.

Und dazu war sie fast 1700 Jahre völlig unberührt geblieben und wies noch alles auf, was dieses Juwel eines altrömischen Landhauses dereinst im Jahre 79 n. Chr. enthielt, als die heranbrausende flüssige Schlammsee es erfüllte und begrub.

Die ersten Nachrichten von dem wunderbaren Fund erregten am Hofe von Portici große Freude. Der König vergaß fast seine tägliche Jagd und den von ihm so geliebten Fischfang auf dem Meere, wo er mit Leidenschaft einem einfachen Matrosen gleich arbeitete. Das Königspaar eilte an die Ausgrabungsstellen, wo man ihm die herrlichen Statuen zeigte, die man fortgesetzt hervorholte. Wenn Karl III. nur einen Augenblick freie Zeit hatte, eilte er in sein Museum und besprach mit dem römischen Maler Camillo Paderni, der dort beschäftigt war, wie man die einzelnen Kunstwerke aufstellen sollte. Und die Königin, deren Kabinett an die Antiquitätengalerie in Portici stieß, weilte fast den ganzen Tag darin und empfing dort sogar die geheimsten und wichtigsten Besuche.

Indessen gingen die Bergungsarbeiten in der herrlichen Villa nächst Resina weiter. Die Stilformen verschiedenster Zeitalter und Meister griechischer Plastik wurden hier in ausgezeichneten Nachbildungen aufgefunden, doch gab es selbst auch Originale, die offenbar aus Griechenland eingeführt waren. Man zerbrach sich noch den Kopf, wem diese wunderbare Villa gehört haben mochte, als in ihr am 19. Oktober 1752 ein weiterer, ganz überraschend kostbarer Fund gemacht wurde. An diesem Tage war man in ein kleines Zimmer eingedrungen; rings an den Mauern standen verkohlte Holzschränke in Mannshöhe und in der Mitte noch ein nach beiden Seiten offenes Gestell. Darinnen lagen übereinander aufgeschichtet merkwürdige runde, schwarze Dinge, die aus sahen, als wären es aufgestapelte, in Formen gepreßte Kohlenstücke. Man nahm einige heraus, zerstiess und zerschlug oder zerschnitt sie, um daraufzukommen, was das eigentlich

wäre. Sie blätterten ab, zerfielen in Staub und man wurde nicht klug daraus. Endlich rief man Paderni, weil jemand durch Zufall auf einer dieser Rollen Schriftzüge entdeckt zu haben glaubte. Und nun war bald alles klar: diese runden, verkohlten Dinge waren nichts anderes als Papyrusrollen, die zur Römerzeit die Stelle unserer Bücher vertraten. Und da gab es eine Unzahl solcher, also stand man zweifellos förmlich vor einer antiken Bibliothek. Die Gelehrten der ganzen Welt hofften schon, ihre kühnsten Träume könnten in Erfüllung gehen und es würden sich nun auch die verlorenen Schriften des Tacitus und Ovid, des Livius und des älteren Plinius finden. Ja, gut, aber wie nur diese Rollen entfalten? Wenn man die meisten auch nur berührte, zerfielen sie in Staub und man konnte nur etwa das nachlesen, was auf der Außenseite ersichtlich war. Es schien einfach unmöglich, diese heiklen, übereinandergelegten und nun gänzlich verkohlten Häutchen der Papyruspflanze aufzuwickeln. Ein oder zwei der Rollen aber waren weniger verändert und mit unendlicher Mühe gelang es, einzelne Zeilen zu lesen. Sie waren griechisch und wiesen den Namen des Epikuräers Philodemus auf, der zu gleicher Zeit mit Cicero und Horaz lebte. Paderni vergrub sich geradezu in dieser antiken Bibliothekskammer, und nach und nach gelang es, Hunderte, ja mehr als tausend von diesen Rollen zu bergen, deren Zahl immer noch stieg. Nun war der wissenschaftlichen Welt, zu welcher der des Lateinischen und Griechischen unkundige Direktor des Museums Paderni allerdings keineswegs gehörte, ein ungeheures, sowohl technisches als auch rein wissenschaftliches Problem gestellt, dem man aber vorerst völlig hilflos gegenüber stand.

Jahre gingen vorüber, ohne daß es gelang, ein Blatt aufzurollen. Paderni war noch 1754 überzeugt, dies werde niemals möglich sein und man werde nach wie vor nur einzelne Zeilen lesbar machen können. Die meisten Versuche endeten immer nur mit der mehr oder weniger starken Zerstörung der ge-

rade in Angriff genommenen Rolle. Da meldete sich der Kustos der vatikanischen Bibliothek, ein Jesuit Antonio Piaggi und erklärte, er habe einen Abwicklungsapparat erfunden. Der König berief ihn nach Neapel, gab ihm Gehalt und Wohnung, und nun arbeitete der Jesuit jahrzehntelang an den kostbaren Papyrusrollen.

Die großartigen Funde nächst Herculaneum hatten die Gegend von Civita fast ganz vergessen lassen. Vier Jahre lang war dort beinahe gar nichts geschehen; dies änderte sich erst gegen Ende 1754, als bei einem Straßenbau nahe der Südseite der Stadt neuerdings einzelne Grabstätten und antike Bauten zutage kamen. Auf das Drängen Karl Webers besichtigte Alcubierre diese an Ort und Stelle und setzte wieder ein paar Arbeiter ein. Wenn es auch nur vier oder fünf waren, die Ausgrabungen begannen von neuem und wurden von da an, außer in Kriegszeiten, bis zum heutigen Tage kaum mehr unterbrochen.

Der König, der eine steigende Freude an seinem stets wachsenden Antikenmuseum empfand, wollte endlich so etwas wie einen Katalog davon haben. Aber der gute Bayardi, der mit der Schilderung der Ausgrabungsergebnisse betraut war, schrieb noch immer an seinen unzähligen Bänden der „Prodromi“, der Einführung und des Vorspruches dafür, worin er sich in höchst gelehrten griechischen, hebräischen, arabischen und sonstigen Zitaten über die Reisen und Taten des Herkules und die mythische Herkunft der Stadt verlor, deren Fund er beschreiben sollte. Eifersüchtig war der Mann dabei bedacht, sich das alleinige Recht der Darstellung der Ausgrabungen zu sichern. Als 1748 Venuti und Gori Nachrichten darüber veröffentlichten und anders als Bayardi sogleich an den Kern der Sache, die bisher zutage getretenen Bauten und Dinge herangingen, setzte Bayardi mit Hilfe seines allmächtigen Schützers, des Ministers Fogliani, das Verbot dieser Schriften durch! So konnte er dann mit Muße

an das Verfassen weiterer „vorbereitender und einleitender“ Bände gehen, die schon 1752 auf fünf mit 2677 Seiten¹⁾ angewachsen waren, ohne daß darin, außer in der Vorrede dazu, überhaupt noch von den Funden gesprochen wurde. Man kann sich den byzantinischen, dem Könige plump schmeichelnden Grundzug dieser Schriften vorstellen, wenn man hört, daß dieser Bayardi das Unternehmen, Herculaneum auszugraben, als ein gewaltigeres und größeres Werk als die Taten Alexanders des Großen pries, denn während dieser seine Herrschaft nur über die Welt ober der Erde erstreckte, so wäre dies Karl von Bourbon darüber hinaus auch bis in ihre „Eingeweide“ gelungen. Damit waren die unterirdischen Kreuz- und Quergänge gemeint, aus denen man die Statuen und sonstigen Funde aus Herculaneum heraufholte. Mit dem endlosen Wust meist gänzlich abseits liegender und unwichtiger, gelehrter Dinge wurden jene eher vernebelt als klar gestellt. Der Marchese Caracciolo urteilte darüber: „Bis jetzt hat Herr Bayardi sich das Vergnügen gemacht, die Altertümer von Herculaneum unter einem noch dichteren Schleier zu begraben als der war, den die Lavamassen darübergerbreitet hatten.“

Schließlich wurde es aber auch dem König zu bunt und er verlangte sehr energisch von dem Schützling seines ersten Ministers, er solle vor der Drucklegung jedes weiteren seiner Bände unbedingt ein Verzeichnis des derzeitigen Bestandes des Museums anlegen. Da konnte nun Bayardi nicht mehr aus, und im Jahre 1755 erschien endlich der erste, höchst umständlich abgefaßte, aber prachtvoll gedruckte und ausgestattete Katalog, der schon 738 ausgeschnittene Wandmalereien, 350 Statuen und 1647 verschiedene kleinere antike Gegenstände aufwies. Aber auch hier verfehlte der Gelehrte nicht, in der Widmung an den König förmlich in drohendem Tone zu wiederholen, er brauche noch einige Jahre, ja viel-

¹⁾ Michelangelo Schipa, *Il regno di Napoli* usw., a. a. O., S. 716.

leicht noch mehr, um seine Einleitung zur Beschreibung der Altertümer von Herculaneum fertigzustellen. Freilich, die unzähligen Malereien, die man gefunden, aber für nicht genügend gut für das Museum betrachtet, zerschlagen und vernichtet oder wieder zugeschüttet hatte, die waren nirgends verzeichnet. Sie waren ein für allemal verloren.

Noch im selben Jahre 1755 wurde indes der allmächtige Fogliani durch die Königin, die ihn haßte, gestürzt und mußte sich nach Sizilien zurückziehen. Damit war auch der Fall Bayardis gegeben, der nach Rom abging. Es war hohe Zeit, denn schon hatte man die vielfach unglaublichen Dinge, Ungeschicklichkeiten und Schäden bei den Ausgrabungen und deren Auswertung dem ebenso tief interessierten, wie in Eifer für die Sache glühenden Monarchen in die Schuhe zu schieben begonnen, der natürlich nicht hinter allem her sein konnte. Ja, in Florenz hatte man schon zu behaupten gewagt, der ganze Lärm um Herculaneum sei eine neapolitanische Windbeutelerei und ein großangelegter Schwindel.

Damit aber dergleichen nicht wieder vorkommen könnte und in Zukunft eine wirklich ernste und wissenschaftliche Bearbeitung der Funde gewährleistet würde, entschloß sich der König, über Antrag des Nachfolgers Foglianis, des hochbegabten Toskaners Bernardo Tanucci, eines früheren Universitätsprofessors, am 13. Dezember 1755 die sogenannte „Herculanensische Akademie“ zu gründen, die alle Gelehrten Neapels umfassen sollte, die sich für Altertümer interessierten und in der antiken Literatur bewandert waren. Wer aber war immer noch unter den fünfzehn ersten Mitgliedern? Der gerade glücklich verabschiedete Bayardi, doch starb er kurz nach seiner Ernennung. Sonst wurden neben einigen vornehmen Sammlern, humanistisch gebildeten Rechtsgelehrten und Münzliebhabern nur sehr wenige Archäologen Mitglieder, denn damals waren die Vertreter dieser Wissenschaft noch sehr dünn gesät. Mazzocchi war der hervorragendste

unter ihnen, und dem Martorelli, der auch seine Zugehörigkeit zur Akademie anstrebte, geschah es gerade im Jahre 1756, daß er in einem zweibändigen Buche von 652 Seiten hauptsächlich über ein vor zehn Jahren ausgegrabenes antikes Tintenfaß nachzuweisen suchte, Griechen und Römer hätten keine Buchrollen, sondern viereckige Bücher wie unsere heutigen im Gebrauch gehabt. Und dies, obwohl man doch schon vor drei Jahren in der Villa nächst Herculaneum eine ganze Bibliothek verkohlter Schriftrollen gefunden und Martorelli sie auch gesehen und untersucht hatte! Zudem entwickelte er da weitläufig, welche Folgerungen für den griechischen Ursprung Neapels aus diesem Tintenfaß gezogen werden könnten.

Die Gründung der Akademie war gut gemeint, aber ihre Zusammensetzung machte sie von Haus aus zu einer toten Geburt. Es wurde in eifriger Wechselrede hin- und hergesprochen, man befehdete sich eifersüchtig und intrigierte gegeneinander, man verlor sich in allen möglichen gelehrten, nicht zur Sache gehörenden Gegenständen, und das Wesentliche, der Kern des Ganzen, blieb vernachlässigt. Das größte Verdienst der Akademie war, daß nun etwas eifriger in der Gegend von Civita gegraben wurde, wofür einzelne Mitglieder, wie Mazzocchi, warm eingetreten waren. Es gelang so im Juni 1755, das Haus der Julia Felix mit zahlreichen Statuen zutage zu schaffen, wobei nicht nur schöne Wandmalereien ägyptischer Gottheiten, sondern auch reizende Darstellungen der Musen sowie auch der berühmte Dreifuß gefunden wurden, der von bronzenen Satyrn gehalten wird. Auf die Art und Weise der Ausgrabungen aber nahm die herculanensische Akademie nicht den geringsten Einfluß; man zerstörte auch weiter zahlreiche Wandbilder, legte gar keinen Wert auf Architektur und schüttete die Häuserreste wieder zu, nachdem man alles regelrecht ausgeraubt hatte. Auch die Veröffentlichungen, welche die Akademie als Nach-

folgerin Bayardis herausgeben sollte, kamen nicht weiter, weil jedes Mitglied etwas anderes wollte, bis endlich einer allein, der alte Francesco Valetta die Sache in die Hand nahm, die wichtigsten bisher gefundenen Malereien zeichnen ließ und sie im Jahre 1757 in einem Folioband unter dem Titel „Die Altertümer von Herculaneum“ in der königlichen Druckerei veröffentlichte. Mit diesem ersten Bande, dessen Herausgabe dem Monarchen 12000 Dukaten kostete, war immerhin ein Anfang gemacht, um der Welt die Ergebnisse der großartigen Entdeckungen zu vermitteln.

Ein besonderes Schmerzenskind war die so notwendige Entzifferung der Papyrusrollen, aber auch sie kam nicht viel weiter, da sich die abenteuerliche Maschine des Mönches Piaggi zum Aufrollen dieser verkohlten Schriften wenig bewährte. Sie glich „einem Rahmen fast von der Art, wie sie die Perückenmacher zur Zubereitung der Haare haben“, war sehr behutsam zu behandeln und es gelang vorerst in vierjähriger Arbeit nur, drei Rollen völlig aufzuwickeln, während viele andere dabei gänzlich zugrunde gingen. Unendlich vorsichtig und zart wurde die verkohlte Papyrusfläche mit unbegrenzter Langsamkeit aufgerollt und von einem unterschobenen Papier aufgefangen. So legte sich die Asche auf dieses, Zeile auf Zeile kam zutage, und wenn das Glück bei dieser peinlich langwierigen Arbeit günstig war, wurde nach einem Monat ein Blatt, eine Seite gerettet. „Zuweilen kam der König und sah dem Mönche stundenlang zu, wie er die wie ein Mohnblatt dünnen, schwarzen Blätter von dem verkohlten Zylinder abschälte und so die nebeneinanderstehenden, einer normalen Buchseite entsprechenden Schriftsäulen (Kolumnen) auf den übereinandergeleiteten Streifen sichtbar wurden¹⁾.“ Nach vierjähriger anhaltender Arbeit hatte man nur einen Teil (39 Kolumnen) einer philosophischen Abhandlung des Philodemus über die Musik gewonnen. So kam die

¹⁾ Justi, a. a. O., II/171

Herculanensische Akademie vorerst gar nicht dazu, irgend etwas Abschließendes darüber zu veröffentlichen, aber es war schon viel, daß man jede dieser Rollen sorgfältig hervorholte und mit der Zeit über 1800 Stück davon gewann.

Die mühselige Langsamkeit, mit der aber alles gemacht wurde, was mit den Ausgrabungen zusammenhing, erweckte in der großen Öffentlichkeit, die sich über die Schwierigkeiten kein richtiges Bild machen konnte, nur Spott und Hohn. Boshaft meinte man in Neapel, der Vesuv, der seit dem Jahre 1755 wieder in eifriger Tätigkeit aus seinen berstenden Flanken Lava ausströmte, spucke so sehr, weil man so lange brauche, um das zu klären, was er dereinst in nur zwei Tagen mit Energie dem Erdboden gleichgemacht habe.

Zu dieser Zeit im Jahre 1756 kam Johann Joachim Winckelmann von Dresden nach Neapel. Dieser Mann war der nun neununddreißigjährige Sohn eines armen Schuhflickers, der sein Kind auch zu diesem Handwerk hatte anhalten wollen, während der Knabe unbedingt studieren und ein „Büchermann“ zu werden wünschte. Und wirklich gelang es ihm hauptsächlich dadurch, daß er die Kostbarkeit der Zeit schätzen lernte und jede Minute zu tätigem Tun und Lernen ausnützte, sich aus dem tiefsten Elend herauszuarbeiten und Bibliothekar zu werden. Frühzeitig hatte er sich für Überbleibsel aus der geschichtlichen Vorzeit interessiert. Schon als Schüler pflegte er seine Kameraden zu Sandbergen vor den Toren der Stadt zu führen, die Hüengräber bargen, um sie nach Urnen und sonstigen Beigaben zu durchsuchen.

1755 war es ihm gelungen, mit einem königlichen Freigeld nach Rom zu kommen. Von da an war er in seinem Element. Hier, sowie in Florenz und Neapel erwarb er sich in den folgenden dreizehn Jahren seine vielbewunderte umfassende Kenntnis der antiken Bildwerke und seine Überzeugung vom Wesen der altgriechischen Kunst als „edle Einfalt und stille Größe“. Nicht von der akademischen Laufbahn herkom-

mend, hatte er für die Professoren der damaligen Zeit nichts übrig, und daher war für ihn Neapel und das dortige Gelehrtentum sowie die Art und Weise, wie das Ausgraben und Auswerten der Funde erfolgte, ein Gegenstand solcher Abneigung, daß Winckelmann diese Verhältnisse scharf verurteilte und dabei oft auch über das Ziel schoß.

In Dresden, das ja seine Fürstentochter als Königin in Neapel wußte, hatte man durch sie und ihren Anhang mehr von den herculanischen Entdeckungen gehört, als irgendwo anders, und so war man besonders neugierig, weiteres darüber in Erfahrung zu bringen. Als man Winckelmann das königliche Freigeld für Italien gab, da war nicht der letzte Beweggrund dafür die Absicht gewesen, durch ihn Näheres darüber zu hören. Er sollte Briefe über die Herculaner Funde schreiben, die man dann dem geistvollen Kurprinzen zu vermitteln wünschte, der sich besonders für Ausgrabungen interessierte. Dazu wurden Winckelmann auch Empfehlungen an die Schwester jenes Fürsten, die Königin von Neapel, mitgegeben. Zunächst aber hielt Rom den Archäologen derartig gefangen, daß seine erste dort geschriebene Arbeit „Gedanken über die Nachahmung der griechischen Malerei und Bildhauerkunst“ von herculanischen Dingen nur einiges über die seinerzeit von General d'Elboeuf dem Prinzen Eugen nach Wien gesandten drei Statuen erzählte. Da der deutsche Gelehrte darüber nur vom Hörensagen unterrichtet war, erschienen viele seiner Angaben, zum Beispiel auch das Fundjahr, unrichtig. In Dresden wollte man zudem noch viel mehr über die herculanischen Entdeckungen hören, aber Winckelmann hatte in Rom vorläufig nichts anderes erfahren, als das Wenige über jene drei Bildwerke, deren Verlust man dort noch immer nicht verschmerzen konnte.

Gegen Ende des Jahres 1757 wollte er nun seine Empfehlungen an den neapolitanischen Hof ausnützen und einmal an Ort und Stelle sehen, was es denn mit den Schätzen aus

Herculaneum und den sonstigen Funden für eine Bewandtnis habe. Aber trotz den Einführungsbriefen war es nicht so einfach, eine Audienz zu bekommen. Die Königin war ein schwieriger Charakter. Herrschsüchtig bis zur Tollheit, leicht erzürnt und dann sehr heftig, behandelte sie den ganzen Hof, auch die Höchstherrn, wie Sklaven. Selbst die vornehmsten Damen durften der Herrscherin nur kniend aufwarten. Dabei wußte die Monarchin, wie eifersüchtig ihr Gemahl auf alles war, was seine Ausgrabungen betraf, die ihm mit der Zeit mehr und mehr ans Herz gewachsen waren. Dieser Sachse da sei sicher ein Maler, der nur gekommen wäre, um in dem Museum zu spionieren, die Dinge abzuzeichnen und so den geplanten Veröffentlichungen der königlichen Akademie zuvorzukommen. Es dauerte lange, bis es dem Landfremden endlich gelang, empfangen und dann auch mehrfach zur Hoftafel zugezogen zu werden; es dauerte noch länger, bis der Gelehrte endlich am 27. Februar 1758 auf sein Gesuch die Erlaubnis zum Besuch des Museums und den ersten Band der Herculanensischen Akademie über die gefundenen Maleien zum Geschenk erhielt. Aber Winckelmann mußte dabei versprechen, weder eine Zeichnung noch den kleinsten Pinselstrich an Ort und Stelle zu machen und sehr zufrieden zu sein, wenn er sich nur alles in Ruhe und Bequemlichkeit ansehen könne.

Der Archäologe entschloß sich nun, um möglichst in der Nähe des Museums von Portici zu sein, in dem dortigen Augustinerkloster Aufnahme zu erbitten. Das gelang ihm auch mit Hilfe des Papyrusabwicklers Pater Piaggi, an den er eine Empfehlung hatte und der nun eigentlich zur Hauptquelle für den Gelehrten wurde. Denn der Mönch, der es sich nun schon seit Jahren mit dem königlichen Gehalt gut sein ließ, während er wenig leistete, wurde naturgemäß von Alcubierre, vom Museumsdirektor Paderni und überhaupt von den bei den Ausgrabungen beteiligten Leuten mehr oder

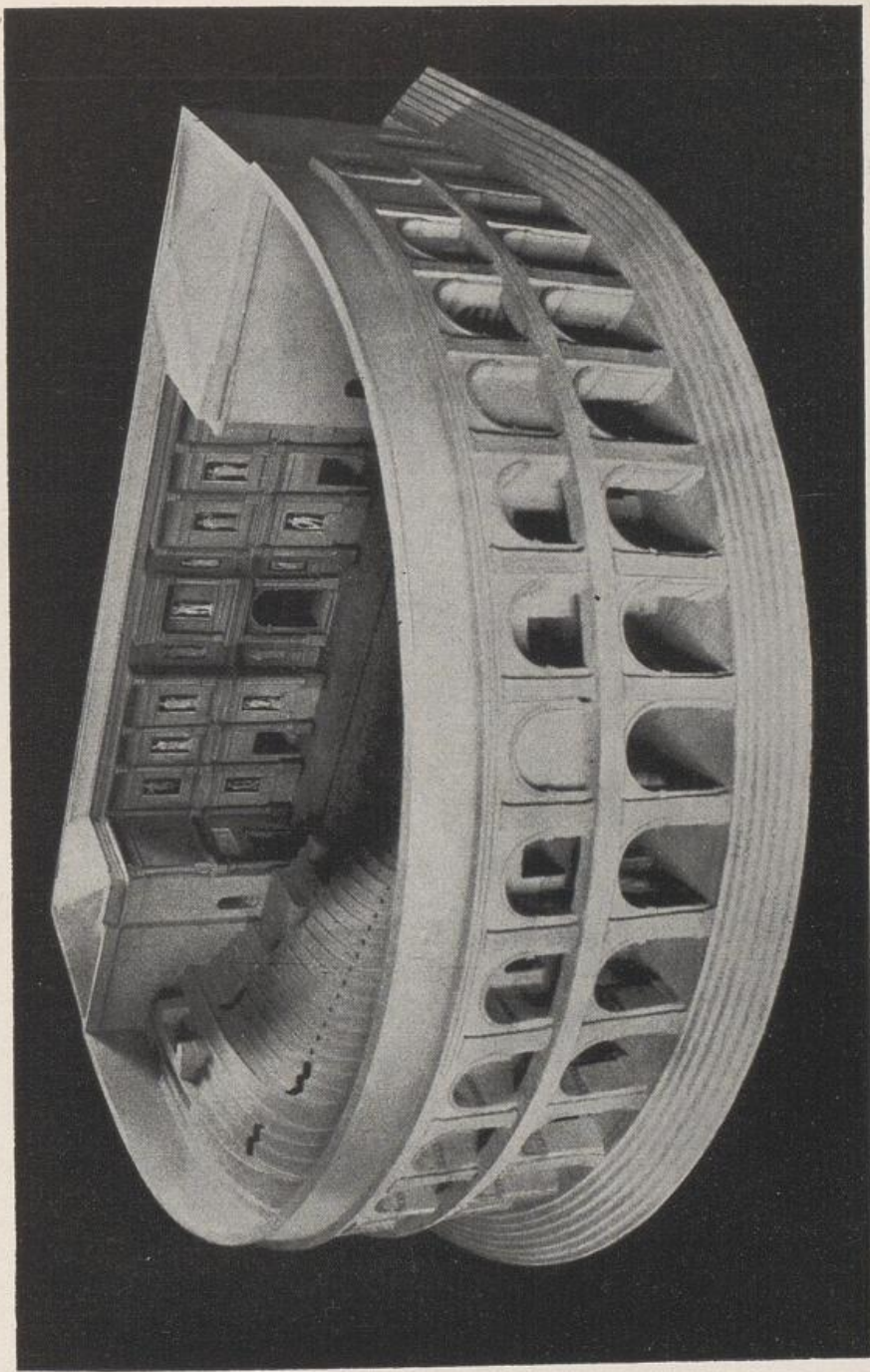
weniger als ein Schmarotzer und Nichtstuer betrachtet. Er vergalt dies damit, daß er sich Winckelmann gegenüber in der abfälligsten Weise über Alcubierre, Paderni und die Art und Weise lustig machte, mit der man die gefundenen Bruchstücke antiker Statuen usw. behandelte. Piaggi beeinflußte den Gelehrten, der sich lediglich ins Museum, nicht aber an den Ort der Ausgrabungen begeben konnte, in höchst einseitiger und gehässiger Weise gegen alle daran Beteiligten. Zugegeben, es wurden große Fehler gemacht, aber sie waren angesichts der Neuartigkeit des Unternehmens und der völlig mangelnden Erfahrung mehr oder weniger entschuldbar. Winckelmann ließ sich von Piaggi auch zu stark einnehmen; er ging wohl häufig in das Museum, das ihm aber einen viel größeren Eindruck hätte machen müssen, als er dann in seinem Bericht darüber erkennen ließ. Die wunderbaren, überlebensgroßen Gestalten von Bronze und Marmor, die Cäsarenbilder, Reiterstatuen und der Familienkreis der Balbi, die zahllosen herausgeschnittenen und zu einer einzigartigen Galerie vereinigten Wandgemälde, die in Portici geschickt eingebauten herrlichen Mosaikböden und Säulen aus kostbarem Marmor, ebenso wie die reichhaltige Sammlung von Dreifüßen, Kandelabern, Vasen, Lampen und dergleichen, festigten dabei in Winckelmann die Erkenntnis, „der Geist griechischer Kunst sei sogar den Handwerkern nicht fremd gewesen“. All das hätte aber auch zu mehr Achtung für die Ausgrabenden mahnen müssen. Denn ihnen, wie Alcubierre zum Beispiel, war die Entdeckung ganz neuer Fundstätten zu danken. Auch die leidenschaftliche Anteilnahme des Königs, der die Mittel zu allem vorstreckte, hätte entsprechend gewürdigt werden müssen. Aber Winckelmann ärgerte es berechtigterweise, daß er nichts zeichnen und aufschreiben durfte, er war ungeheuer interessiert und suchte alles zu erspähen und zu sehen. Damals durchschwirrten Gerüchte Neapel, es seien höchst schlüpfrige Darstellungen gefunden worden. Die Alten

waren bei der Wiedergabe von Dingen, die wir nach unserer Anschauung von heute als unzüchtig empfinden, unendlich viel freier. Sie sahen in den Organen der menschlichen Zeugung die Verkörperung der Kraft und Schönheit sowie des Willens der Natur, neues Leben hervorzubringen, und erblickten darin ein Glückszeichen, ein Sinnbild strotzender Gesundheit, das man gerne allen sichtbar außen am Hause in Stein oder Marmor aufpflanzte. Malereien zeigten Paare im Liebesakt, ja einmal wurde sogar ein künstlerisch prachtvoll gemachtes Marmorbildwerk ausgegraben, das darstellt, wie ein Satyr sich mit einer Ziege vergeht; es wurde sofort nach der Auffindung nach Caserta an den Hof gesandt. Der Monarch überwies es mit dem strengsten eigenhändigen Befehl, es niemandem zugänglich zu machen, unverzüglich und verschlossen dem königlichen Bildhauer in Portici, Joseph Carnat, zur gesonderten Aufbewahrung. Obwohl Winckelmann Aufseher bestach, die ihm sonst so manches zeigten, was der Herrscher noch geheimgehalten wissen wollte, solche Dinge erhielt auch er nicht zu sehen. Der Gelehrte verließ nun Neapel wieder und kehrte nach Rom zurück, um dort seine Erfahrungen in einem „Sendschreiben“ zusammenzustellen.

Indes lieferte die Villa, wo die Papyri gefunden wurden, immer noch weiter kostbare Kunstwerke, so den ruhenden Merkur, der heute eines der herrlichsten antiken Stücke ist, die überhaupt bekannt sind. Dieser Fund bildete das Entzücken des Königs und eine der letzten, noch als Herrscher von Neapel genossenen Freuden, denn am 10. August 1759 starb Ferdinand VI. von Spanien, der zeitlebens seine Regierung gänzlich den Ministern hatte überlassen müssen, da er unheilbarem Blödsinn verfallen war. Der nächste Anwärter war Karl III., sein Stiefbruder und Herr von Neapel und Sizilien. Dieser mußte nun sein Reich verlassen, um die Regierung in Spanien anzutreten, während er seinem damals erst achtjährigen dritten Sohne das Königreich beider Sizilien

überließ, wobei Minister Tanucci die Regentschaft bis zur Großjährigkeit Ferdinands IV., wie der junge König nun hieß, führen sollte. Der älteste Sohn kam nicht in Betracht, da auch er hoffnungslos blödsinnig war, der zweite war Spaniens Kronprinz. Aber auch der dritte, der jetzige junge Herr Neapels, war gegenüber gleichaltrigen Knaben stark zurückgeblieben und zeigte in früher Jugend Neigungen, die nicht sehr vielversprechend waren.

Schweren Herzens verließ Karl III. das ihm liebgewordene Königreich; er hatte seiner ausgezeichneten Veranlagung nach viel Gutes getan. Seine künstlerischen Interessen ließen ihn das prächtige Theater San Carlo in Neapel erbauen, er gründete eine Gobelinwerkstätte und die berühmte Porzellanfabrik von Capo di Monte. Und schließlich war er es, der die durch den Prinzen d'Elboeuf eröffneten Ausgrabungen wieder aufzunehmen befahl, die dann zur Entdeckung des Ortes Herculaneum mit seinen herrlichen Schätzen und den Fundstätten auf dem Civitahügel führten, von dem man allerdings immer noch nicht sicher wußte, was denn eigentlich darunter verborgen lag. Es war ja doch dem König und seinem Aufwand von jährlich 8—9000 Golddukaten für diese Arbeiten zu danken, daß die wunderbaren Dinge aus der Antike zutage getreten waren, die ein so herrliches Museum bildeten, wie kein anderer Fürst der Welt es besaß. Dabei wollte der Monarch nichts für sich behalten; genau so wie er von allen anderen verlangte, daß sie jeden Fund auf antikem Boden als kostbaren Besitz der Nation und des Staates betrachteten, ebenso sah er das Museum niemals als sein Eigentum an. Einst fand er selbst im Schutte Pompejis einen Klumpen aus Bimssteinen und Münzen, den er in seine Teile zerlegte. Er enthielt neben mehreren Geldstücken aus neronischer Zeit auch einen Goldring mit einem Karneol, den der König von da an am Finger trug und gerne ihn besuchenden fürstlichen Gästen zu zeigen pflegte. Als er nun nach Spanien abging,



49. Wiederherstellungsversuch des Theaters von Herculaneum mit der Szenenwand, die einstürzte und ihre Statuen begrub, von denen drei als erste von Prinz d'Elboeuf 1711 aufgefunden wurden



50. Reiterstatue des Marcus Nonius Balbus d. Älteren
Marmorbildwerk aus Herculaneum



51. Verkauf kleiner Liebesgötter (Eroten). Wandmalerei aus Herculaneum. Die Wiedergabe entspricht nicht dem Original, sondern zeigt, wie in dem vom bourbonischen Königshause herausgegebenen Prachtwerk „Antichità di Ercolano“, Napoli 1755—92, die antiken Bilder im Geschmacke der Auffindungszeit verändert wiedergegeben wurden



52. Eine der Tänzerinnen aus einem fälschlich dem Eigentum Ciceros zugeschriebenen und um das Jahr 1750 aufgedeckten, dann aber nach Ausschneiden dieser Fresken und Ausräumen der Gegenstände wieder zugeschütteten Hause Pompejis

Siehe die Bemerkung bei Bild 51

zog er selbst diesen Ring vom Finger und hinterließ ihn dem Museum, denn er fand, daß er nicht einmal darauf ein Recht habe.

Der Vesuv war indessen tätig geblieben, und Ende des Monats September 1759 zeigten heftige Erderschütterungen einen stärkeren Ausbruch an. Das Beben hatte insbesondere die Gegend Torre del Greco, aber auch Portici mitgenommen und sofort war in Neapel eine neuntägige öffentliche Andacht bei Ausstellung des Hauptes des heiligen Januarius anbefohlen worden. Man betete, der Vesuv, dessen Lava in den letzten Septembertagen schon das Meer erreicht hatte, möge seine Tätigkeit endlich einstellen. Am Schluß des Jahres, im Dezember, kam es noch zu einer gewaltigen Explosion, die gerade zu Weihnachten einsetzte. Vier Kilometer vom Meere entfernt entstand eine lange Spalte an dem Hange des Berges, feurige Lava ergoß sich daraus und floß auf Torre d'Annunziata zu. Der Ausbruch dauerte bis zum 7. Januar 1760 und dabei ging sehr viel oft unnötigerweise zugrunde. Denn anstatt sich selbst zu helfen, vertrauten so manche ihr Hab und Gut einfach im Gebete der Sorge eines Heiligen an. So verlor der neapolitanische Advokat Masserante seinen neuen Meierhof mit der Einrichtung, die ihn 20000 Dukaten gekostet hatte. Da die Lava nur langsam fortschritt, riet man ihm, doch die Dinge auf Wagen wegzuschaffen, er aber erwiderte: „Meine Villa enthält auch eine dem heiligen Januarius geweihte schöne Kapelle.“ — „Um so mehr“, sagte man ihm, „retten Sie doch die Kelche und Bilder daraus.“ Er aber antwortete: „Ich habe diesen Ort dem Heiligen geweiht, der Heilige muß ihn schützen.“ Dann ging er hin und warf auch noch den Schlüssel in die glühende Lava. Und so verbrannte alles und jedes¹⁾.

Nun nach der Abreise des Königs Karl III. hing die Fort-

¹⁾ Narrazione storica di quel che è avvenuto nel erruzione del di 23 dicembre 1759.

setzung der Arbeiten nur mehr von dem jetzigen eigentlichen Regenten, dem Minister Tanucci ab, und er ordnete auch ihr Weiterführen an. Es waren um diese Zeit etwa vierzig Zuchthäusler bei den Ausgrabungen beschäftigt. Die Folge davon war, daß gefundene Gegenstände, insbesondere Goldmünzen, häufig nicht abgeliefert wurden und plötzlich irgendwo im Handel erschienen. Tanucci fühlte sich also veranlaßt, den Befehl zu geben, daß jeder Arbeiter, der auch nur die kleinste Sache entwende, zunächst bis aufs Blut ausgepeitscht und dann für sein ganzes Leben zu Zwangsarbeit auf die Galeeren von Malta verurteilt werde. Das dämmte für den Augenblick wenigstens die schon weit gediehenen Diebstähle ein.

Die Herculanensische Akademie aber, deren wichtigste Mitglieder durch Tod abgegangen waren, schief allmählich ein. Tanucci hatte unter der Last der Regierungsgeschäfte keine Zeit mehr, den Sitzungen beizuwohnen; diese fanden nicht mehr statt. Aber es war vielleicht gut so, denn die Sorge um die Veröffentlichungen über die herculanischen Altertümer kam so in die Hände des Sekretärs Tanuccis, des fleißigen und für die Sache begeisterten Pasquale Carcani, eines Mannes, der von einem unersättlichen Lesehunger und Tätigkeitsdrang beseelt war. Er sagte von sich, Arbeit wäre ihm ein solches Lebensbedürfnis, daß er glaube, es sei ihm weniger zuwider zu sterben, als eine Stunde müßig zu sitzen¹⁾. Er fuhr nun im Auftrage Tanuccis fort, unter der Flagge dieser nur noch dem Namen nach bestehenden Akademie weitere Bände mit in Kupfer gestochenen Zeichnungen der gefundenen Bilder, Statuen und Gegenstände zu veröffentlichen.

Indessen war Winckelmann mit seinen Berichten fertig geworden und im Jahre 1762 erschien sein erstes Sendschreiben über die herculanischen Entdeckungen. Zu dieser Zeit war schon der Band der Akademie in Europa bekanntgewor-

¹⁾ Justi, Winckelmann a. a. O. S. 203.

den und hatte eine förmliche Mode der Antike hervorgerufen. Bronzen, Schnitzereien, Schmuckstücke, ja selbst Möbel wurden „à la Herculaneum“ hergestellt, alles interessierte sich für die Funde, und daher wurde das Winckelmannsche Sendschreiben, so ungenau und leichthin es auch abgefaßt war, mit Begier gelesen, aufgenommen und über Erwarten berühmt. Immerhin, Winckelmann gab die ersten Nachrichten in deutscher Sprache darüber, wie d'Elboeuf den Fund von Herculaneum eingeleitet hatte und wie mühsam dessen Ausgrabung durch ausgehauene unterirdische Gänge bewerkstelligt werden mußte. Dann aber ging es gleich über die Beteiligten, insbesondere den spanischen Ingenieur Alcubierre her, der nach dem italienischen Sprichworte mit Altertümern so wenig zu tun gehabt hätte, „wie der Mond mit Krebsen“. Winckelmann glaubte auch noch, daß man unter dem Hügel Civita Stabiae entdeckt habe und kritisierte berechtigt die Langsamkeit, mit der man bei den Arbeiten zu Werke ging. Prophetisch sagte er im Jahre 1762, daß „mit solcher Schläfrigkeit noch für die Nachkommen im vierten Gliede zu graben und zu finden übrigbleiben werde“. Winckelmann erzählte auch, wie man die Teile der Pferde und des Wagenführers jener zerbrochenen Quadriga aus vergoldetem Erz behandelte, die man seit dem November 1738 fand, wie man die Trümmer nach Neapel schaffte und sie in einer Hofecke des königlichen Schlosses ablud, wo sie lange liegen blieben. Dann sprach er von den daraus gegossenen Bildern des Königspaares und von dem endlichen Befehl des Monarchen, aus den vorhandenen Teilen wenigstens eines von den einstigen sechs Bronzepferden zusammenzugießen. Dies gelang schließlich auch, blieb aber natürlich doch eine traurige Verpfuschung der gefundenen herrlichen antiken Bruchstücke. Das so erstandene Pferd steht noch heute im Museum von Neapel.

Mit Behagen und schlecht verhehlter Schadenfreude be-

richtete Winckelmann weiters, wie ein Venezianer Maler, Joseph Guerra, nach dem Erscheinen des ersten Bandes der *Antichità den in Herculaneum gefundenen ähnliche Malereien* hergestellt habe und diese als echt und antik niemand Geringerem als dem gelehrten Jesuiten und Vorsteher des Collegio Romano in Rom zum Kaufe anbot. Der vertrauensselige Mann erwarb nicht weniger als vierzig solcher falscher Malereien um schweres Geld. Winckelmann ahnte da nicht, daß auch ihm in nicht allzulanger Zeit ein solcher Streich gespielt werden sollte. Guerra, der in Rom lebte, wußte die pompejanische Manier sehr gut nachzuahmen und gab mit schlauer Miene vor, die Stücke wären heimlich aus Herculaneum entwendet. Er machte aber schließlich so riesige Fehler, stattete zum Beispiel den Epaminondas in der Schlacht von Mantinea mit einer im Mittelalter üblichen Eisenrüstung aus, daß die Sache unter dem Gelächter Roms und der Welt zutage kam. In den alles in allem überhaupt nur 96 Seiten starken Sendschreiben Winckelmans waren den Gemälden und Statuen nur zirka 10 Seiten gewidmet, während dank der Freundschaft mit Piaggi die Behandlung der Papyrusrollen ein Drittel der ganzen Darstellung umfaßte. Interessant war die Mitteilung, in den bisher entzifferten Teilen sei eine Abhandlung des Philodemus über Musik enthalten, in der er beweisen will, diese sei den Sitten und dem Staate schädlich. Bei allen Fehlern und der Einseitigkeit dieses Sendschreibens enthielt es doch sehr viel Bedeutsames und für die Welt ganz Neues und war deshalb besonders wichtig, weil sich niemand sonst gefunden hatte, der in verständlichen, von gelehrtem Wust freien, wenn auch auf zu wenig genaue Nachrichten gegründeten Worten darüber sprach.

Indessen waren die Arbeiten auf Wunsch Tanuccis weitergegangen. Der damals zwölfjährige König war ein auch für sein Alter zurückgebliebenes Kind, das sich in gar keiner Weise dafür interessierte. Der kaiserlich-österreichische Bot-

schafter Graf von Neipperg meldete¹⁾ ganz befremdliche Dinge vom neapolitanischen Hof, die vom jungen Monarchen auch für die Zukunft nicht sehr viel Ersprößliches erhoffen ließen. Der Graf klagte, dessen Erziehung und Unterricht wären unter aller Kritik. „Des Königs Wohngemächer sind nicht anders als die Zimmer der Kinder von zwei, drei Jahren mit tausenderlei läppischen Spielen und Puppenzeug, kleinen Wägen, Töpfen, Schüsseln und dergleichen angefüllt. Außer diesem kindischen Zeitvertreib ist die Jagd den Überrest des Tages beinahe seine ausschließliche Beschäftigung und der einzige Gegenstand, womit sowohl sein Ajo als andere um seine Person lebende Bediente ihn unaufhaltsam zu unterhalten beflissen sind. Um alles endlich kurz zu fassen, so scheint überhaupt diese ganze Erziehung nichts anderes als eine Un-erziehung, eine vollkommene Unwissenheit und Beraubung von allem nützlichen Unterricht zum Augenmerk zu haben und die guten Eigenschaften und Gaben dieses zarten, munteren und dabei biegsamen und liebreichen Prinzen, der gewiß der glücklichsten Kultur fähig wäre, recht mit Fleiß zu ersticken.“

Bei solchen Voraussetzungen war für die Zukunft wenig zu hoffen und gewiß nicht der Boden bereitet, auf dem Interesse für die Antike und damit Eifer auch für die Ausgrabungen geweckt werden würde.

Während aber die reichen Funde des Prachtgebäudes außerhalb Herculaneums, das man sich nun „Villa der Papyri“ zu nennen gewöhnte, allmählich versiegten, waren auf dem Gebiete von Civita in letzter Zeit beträchtliche Erfolge erzielt worden. Im Jahre 1763 hatte man ein Tor mit drei Eingängen (das Herculaner) gefunden, was die Erwägung, man stehe vor einem geschlossenen Stadtgebiet, noch verstärkte. Gegen das Meer zu grabend fand man ein großes antikes Wirtshaus, das Gerippe eines Maulesels mit Bruchstücken

¹⁾ Graf Neipperg an Kaiserin Maria Theresia. Neapel, 26. Juli 1763. Wien, Staatsarchiv.

eines Karrens, riesige Mengen Hausrat, Wassereimer aus Bronze, Flaschen, Gläser und Schüsseln, Töpfe und Kasserolen. Auch fünf Skelette lagen da, von denen sich vier fest umschlungen hielten. Ein säulenumgebenes Bauwerk hielt man zunächst für ein Tempelchen, es stellte sich aber bald als das Grabmal der angesehenen Pompejaner Familie der Istaacidier heraus, das sich in der Nähe der mit einer halbrunden Sitzbank versehenen letzten Liegestätte der Priesterin Mamma erhob. Man war mitten in die Gräberstraße auswärts des Herculaner Tors geraten, was man aus einer Inschrift an der Lehne jener Bank erkannte.

Mittlerweile hatte der brave Schweizer Karl Weber dem Minister Tanucci verschiedene Reformvorschläge für die Ausgrabungen unterbreitet. Man möge, meinte er, nicht sprunghaft einmal da und einmal dort suchen, sondern planmäßig von einem Punkt ausgehend Schritt für Schritt und Meter für Meter erforschen. Auch trat Weber schon seit Jahren dafür ein, daß man die in letzter Zeit nicht mehr ergiebigen Arbeiten unter Resina aufgebe und sich gänzlich auf das Gebiet um Civita verlege, wo bereits eine so große Zahl von Malereien und Bauwerken gefunden worden wäre. Anfang des Jahres hatte man wundervolle figürliche Mosaikzutage gefördert, die alles in den Schatten stellten, was selbst in Rom in dieser Art jemals ans Licht getreten war. Auch wurde Camillo Paderni sein bisheriges Handwerk gelegt, jene aufgefundenen Fresken, die er für das königliche Museum als zu geringwertig erklärte, einfach von den Wänden abhacken zu lassen. Nach wie vor interessierte sich Karl III. von Spanien auch in der Ferne für die Fortschritte, die bei den Grabungen erzielt wurden, und es war eine der Haupt Sorgen Tanuceis, mit jedem nach Madrid abreisenden Kurier ausführliche Berichte und Zeichnungen darüber einzusenden.

Da wurde am 16. August 1763 eine hochwichtige Entdeckung gemacht: man grub auf dem Gebiete von Civita eine

Unter Civita liegt Pompeji

Statue aus weißem Marmor, einen Mann in Toga aus, und in der Nähe davon einen Sockel mit der Inschrift: „Im Namen des Imperators und Cäsars Vespasianus Augustus hat der Tribun T. Svedius Clemens der Öffentlichkeit gehörige Ortsteile, die von Privaten in Besitz genommen waren, . . . dem Staatswesen der Pompejaner zurückgestellt.“

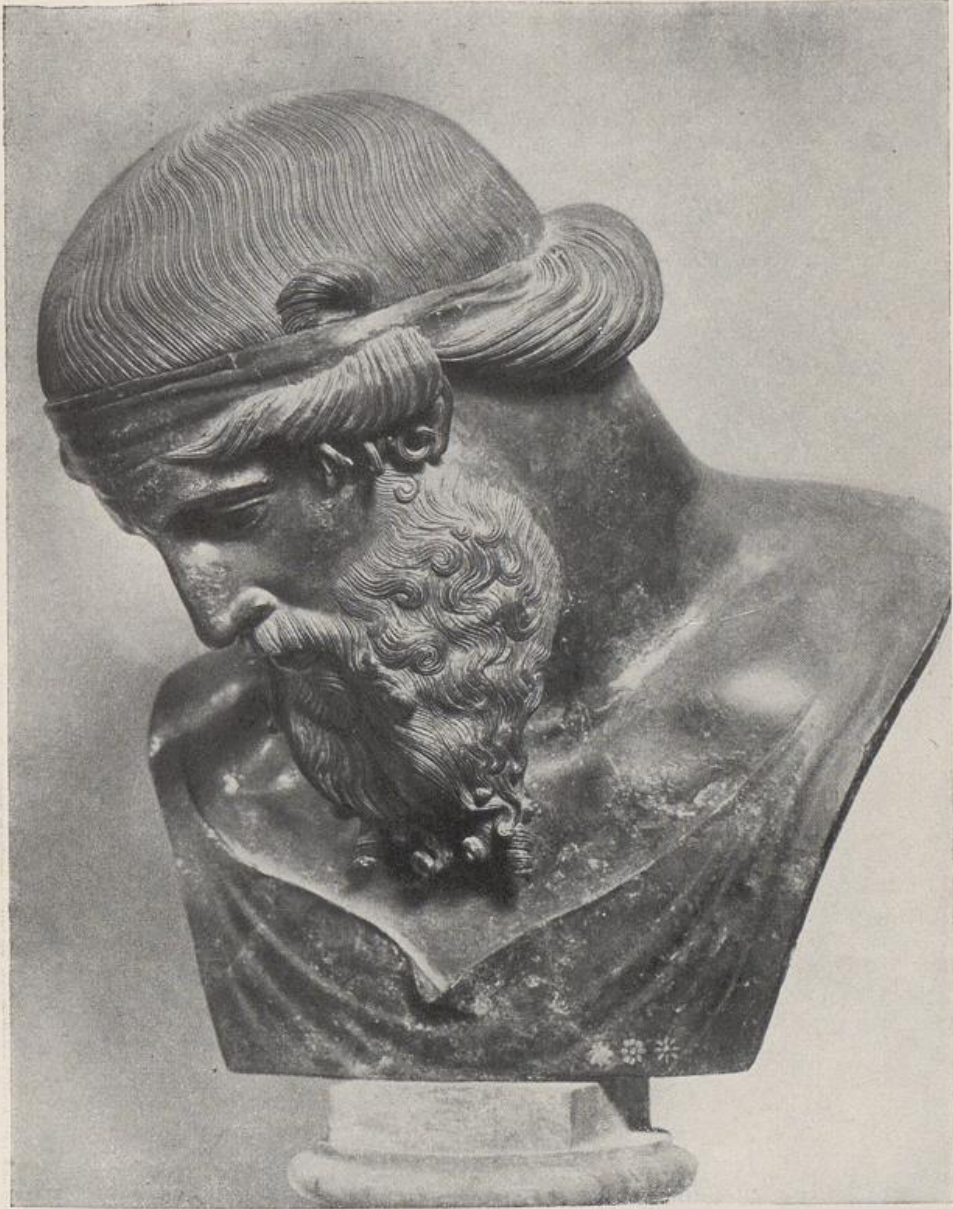
Hier also war das erstemal der schriftliche und untrügliche Beweis gegeben, die Stätte von Civita, auf der man grub, sei nichts anderes als das versunkene Pompeji. Jetzt war man sich darüber klar: es galt hier eine ganze, große Stadt aus der Tiefe zu heben, und nun erging auch der Befehl, die Gebäude, die man von nun an finden würde, nicht mehr wieder zuzuschütten. Unglücklicherweise starb im gleichen Jahre unerwartet Karl Weber, und ihn ersetzte wieder ein spanischer Genieoffizier Francesco La Vega, der im April 1764, zu einer Zeit, da durch eine Mißernte in Neapel Lebensmittelnot herrschte, die Leitung der Arbeiten übernahm. Auch die dreißig dort beschäftigten Leute litten Hunger, und davon wurden auch ihre Leistungen sehr beeinträchtigt.

Indessen hatte es Winckelmann gewagt, trotz seinem Sendschreiben, das vorerst nur in deutscher Sprache veröffentlicht worden und daher noch nicht bis nach Neapel gedrungen war, neuerdings diese Stadt und auch wieder das Museum in Portici zu besuchen, um sich frischen Stoff für eine genauere und umfassendere Schilderung in einem zweiten Sendschreiben zu beschaffen. Nur Tanucci wußte schon etwas von dem Inhalt des ersten. Als Winckelmann in Neapel bei dem Minister vorsprach, wurde er dementsprechend höchst abweisend behandelt, wodurch das Tisch Tuch zwischen den beiden gänzlich zerschnitten schien. In des Gelehrten zweitem, an Herrn Heinrich Füßli in Zürich gerichteten und 1764 erschienenen Sendschreiben war schon ausdrücklich von Pompeji die Rede und von der Inschrift, die allen Zweifel darüber zerstreute, daß es sich um diese Stadt handle. Dem war aber hinzu-

gefügt, daß man wohl schon ein Tor, Wohnhäuser und Gräber entdeckt hätte, von einem Kapitol von Pompeji bis jetzt aber keine Spur gefunden worden sei.

Winckelmann wies aber als erster darauf hin, daß die Pompejaner nach der Verschüttung in großen Scharen wieder zurückgekehrt wären, um zu retten, was zu retten war. Das Sendschreiben war bedeutend weniger scharf abgefaßt als das erste und enthielt nur einige berechtigte Ausfälle gegen die königliche Akademie, die jetzt bloß mehr ein Name ohne Bedeutung wäre. Der Ärger Winckelmanns, seinerzeit nicht in diese aufgenommen worden zu sein, war allerdings daraus zweifellos zu ersehen. Diesmal war der Gelehrte auch an den Schauplatz der Grabungen gegangen, kroch wohl in den engen Gängen des unterirdischen Theaters von Herculaneum herum, merkte aber bei den Behörden Widerstände und Zurückhaltung und fühlte sich nicht mehr so wohl wie einst.

Inzwischen bereitete sich ein Sturm vor, der Winckelmanns Stellung untergraben sollte und ihm weitere Besuche Neapels zunächst gründlich verbauen mußte. Im Auslande nämlich brachte man den Nachrichten über die fabelhaften antiken Ausgrabungen höchstes Interesse entgegen. In Frankreich war es besonders Anne Claude Philippe Graf von Caylus, ein Sammler kostbarer Kunstwerke, Mäzen und Archäologe, der durch Schriften über Kunst und durch seine Radierungen nach Wandzeichnungen Raffaels, Michelangelos und Tizians berühmt war. Er fieberte nach neuen Mitteilungen über Pompeji und Herculaneum, ärgerte sich auch über die Geheimtuerie des neapolitanischen Hofes und freute sich über alles, was „der Aufmerksamkeit der Drachen entrissen würde, die jenes reiche goldene Vlies hüten“. Obwohl das Winckelmannsche Sendschreiben in einer sehr geringen Auflage verbreitet worden war, gelang es Caylus sich ein Stück zu verschaffen, er übersetzte es ins Französische und ließ es drucken.



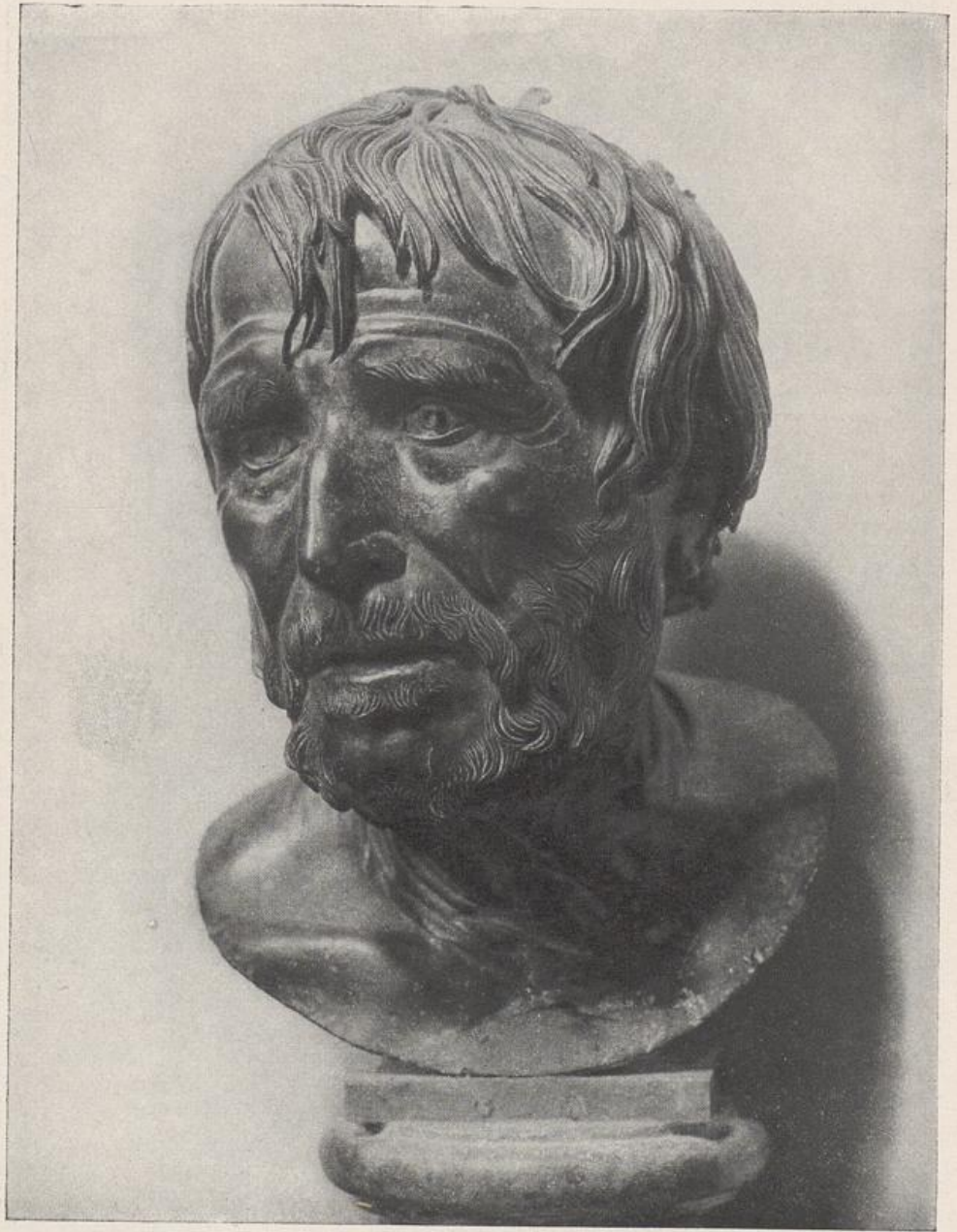
53. Bronzebüste des Dionys. Wahrscheinlich griechisches Original, gefunden in dem förmlichen Statuen- und Büstenmuseum, das die Villa dei Papyri nächst Herculaneum barg und das in den Jahren 1750—1765 ausgebeutet wurde



54. Bronzebüste einer schönen Frau (sogenannte Sappho) aus der Villa dei Papyri in Herculaneum



55. Bronzebüste eines Athleten. Vielleicht griechisches Original aus der Villa dei Papyri in Herculaneum



56. Höchst naturalistische Bronzebüste, gefunden in der Villa dei Papyri zu Herculaneum und fälschlich Seneca genannt

Da es so manches auch gegen den neapolitanischen Hof enthielt, mit dem der Graf selbst in Gegensatz geraten war, so trat er diesem mit der Veröffentlichung ganz bewußt nahe. Die französische Ausgabe wurde sofort in Neapel bekannt und bildete den Ausgangspunkt zu einem wahren Sturm der Entrüstung gegen Winckelmann. Ja, das frühere Herrscherpaar hätte wohl gewußt, warum es diesem Mann von allem Anfang an mit Mißtrauen entgegengetreten war. So dankte er für die ihm gegebene Erlaubnis, die Dinge zu besichtigen! Die im Sendschreiben genannten Persönlichkeiten Paderni und Piaggi waren entsetzlich bloßgestellt. Mit einem Wort, es war der Boden für ein scharfes Pasquill bereitet¹⁾, das gegen diesen „Goten“ geschrieben wurde, der, wie es darin hieß, alles aufs Wort geglaubt habe, was ihm mit geheimnisvoller Miene von „irgendeinem Schimpfer oder grabenden Galeerensklaven“ aufgebunden worden war. Und da rühmte sich dieser Mann noch, bis zu Dingen vorgedrungen zu sein, die sonst jedermann verschlossen waren. Das Pasquill ging zu weit, das war gar kein Zweifel, und übersah ganz die Verdienste Winckelmanns um die Erkenntnis der Kunst der Antike. Aber die Entrüstung war andererseits auch begreiflich, wenn man noch dazu bedenkt, daß es sich um einen völlig Fremden handelte, der da gekommen war, um mit seinem Sendschreiben in das neapolitanische Wespennest hineinzufahren. „Diese Schrift“, schreibt Winckelmann im Februar 1765 über das Pasquill, „hat mir nunmehr den Weg zum Museum von Portici vorerst verschlossen.“

Noch interessanter wäre es aber für den Gelehrten gewesen, die neuen Grabungen in Pompeji zu besuchen. Am 11. August 1764 nämlich hatte man auf einer Türschwelle ein menschliches Skelett gefunden, das eine Glaskaraffe mit zwei Henkeln und ein Eisenstück unbekanntes Zweckes in Hän-

¹⁾ Giudicio delle Opere dell'Abbate Winckelmann intorno alle scoperte di Ercolano, contenuto in una lettera ad un amico. Napoli 1765.

den hielt. Als man weiter suchte, kam man auf ein Gemäuer, das offenbar zu einem Theater gehörte, was klar aus Inschriften daran hervorging. Man war auf das sogenannte bedeckte, hauptsächlich für musikalische Aufführungen bestimmte Theater oder Odeon gestoßen.

Diese Erfolge brachten es mit sich, daß am 9. Februar 1765 der Befehl erging, die Arbeiten an Herculaneum unterhalb Resina gänzlich aufzugeben und alle Kräfte nunmehr auf das neugefundene Pompeji zu vereinigen. Das war um so mehr geboten, als in letzter Zeit in den Gängen und Höhlungen, in denen man in Herculaneum zu arbeiten gezwungen war, Ausdünstungen eines Erdgases fühlbar wurden, die der Gesundheit der Arbeiterschaft schaden. Der neue Befehl und die dementsprechende Steigerung des Eifers bei den Grabungen führte auch bald zu einem bemerkenswerten Erfolg.

Seit dem Dezember 1764 bewegte man sich dabei in der Nähe des Isistempels und im Juni 1765 war man auf das Haus der Göttin selbst gestoßen. Man drang in den säulenumgebenen Hof ein, und das erste was man dort fand, waren verkohlte Reste von Feigen, Pinien, Kastanien, Nüssen, Hafer und Datteln. Als man die Kapelle aufdeckte, kam die Isisstatue mit vergoldetem Kranz und kostbaren Armbändern und davor ein großer Altar zum Vorschein. Die Gemälde an den Wänden zeigten Ansichten in alexandrinischem Stil aus der Tier- und Pflanzenwelt des Nils; alles wies auf Ägypten hin. In einem Raume hinter der Hauptkapelle lag ein Skelett, nahe dabei ein Teller mit Fischgräten. Die Malereien in den Gemächern waren im allgemeinen gut erhalten und nur dort zerkratzt, wo sich die hier eingeschlossenen Personen verzweifelt bemüht hatten, einen Ausweg zu bahnen.

Am 20. Juli 1765 fand man die Inschrift, die besagt, daß N. Popidius und N. F. Celsinus den durch das Erdbeben zusammengestürzten Tempel der Isis hatten wiedererstehen lassen. Damit war nun völlig klar, was man vor sich hatte.

Alles war hier schön und bemerkenswert, die Fresken prachtvoll. Die noch auf dem Altar befindlichen Knochen des letzten Tieropfers, das Skelett des Priesters, der sich mit einer Axt Bahn brechen wollte, zeugten mit einer solch unmittelbaren und eindrucksvollen Lebendigkeit von dem plötzlichen Herinbrechen der Katastrophe, daß selbst der junge König wieder einmal Jagd und Fischerei und seine gewohnten Kindeereien hintan setzte und sich an Ort und Stelle begab, um beim Ausgraben der weiteren Teile des Isistempels, insbesondere der herrlich ausgemalten Priesterwohnung anwesend zu sein. Die Bilder waren so wunderschön, daß man augenblicklich die zu diesem Zwecke bestellten Künstler beauftragte, sie nachzuzeichnen.

Zu jener Zeit waren es vornehmlich zwei Männer, die im königlichen Dienste die in Pompeji und Herculaneum ausgegrabenen Gemälde für den Monarchen abzuzeichnen hatten. Es waren dies Filippo Morghen und Giovanni Battista (oder Alvise) Casanova, der jüngere, in Dresden und Venedig ausgebildete und dann ab 1752 zehn Jahre mit dem berühmten Maler Mengs als Schüler und Hausgenosse lebende Bruder des durch seine heiklen Memoiren weltbekannten Giacomo Casanova. Giovanni Battista war einer der besten Zeichner in Rom und als solcher mit Winckelmann zur Zeit bekanntgeworden, da der Gelehrte dort in der Vatikanischen Bibliothek wirkte. Damals schuf Casanova auch ein Profilbildnis von Winckelmann und fertigte überhaupt viele Skizzen zu dessen Arbeiten und Veröffentlichungen über die Kunstwerke des Altertums an.

Da im Frühjahr des Jahres 1765 in den Häusern Pompejis, nahe dem kürzlich entdeckten Theater, so zahlreiche Fresken gefunden wurden, daß man sie nicht alle nach Neapel schaffen konnte, war es Casanova überlassen, die schönsterhaltenen und besten Wandbilder zu bestimmen, die herausgeschnitten und zum Abtransport bereitgestellt werden sollten. Nun war

er entzückt, die prächtigen Malereien im Isistempel nachbilden zu dürfen.

Mit Winckelmann hatte er sich's indessen verdorben, nachdem er für dessen Hauptwerk, die *Monumenti antichi* zahlreiche Kupfer angefertigt hatte. Denn ebenso wie Guerra hatte Casanova im Vereine mit Mengs in Neapel drei Gemälde hergestellt, wovon eines Jupiter und Ganymed, die andern tanzende weibliche Figuren sowie eine Fabel darstellten. Er sandte sie dann alle Winckelmann nach Rom mit dem Bemerkn, sie wären in Pompeji von den Wänden abgelöst worden, nachdem sie ein Fremder, der Ritter Diel von Marsilly aus der Normandie, ein ehemaliger Leutnant der Garderegadiere des Königs von Frankreich, durch Zufall gefunden hätte. Es wäre dem Offizier nicht möglich gewesen, die Gemälde heimlich im ganzen abzunehmen und wegzuschaffen, und so habe er sie stückweise herausgebrochen und diese vielen Teile versteckt nach Rom gebracht, wo man sie erst zusammenstellen müsse. Winckelmann war über die Gemälde begeistert und erzählte das Märchen des Findens nebst Beschreibung der drei Malereien in seiner „Geschichte der Kunst des Altertums“ im fünften, „Von der Malerei der alten Griechen“ betitelten Stück. Er erklärte darin, besonders Ganymed sei ein Gemälde, „desgleichen niemals noch bisher gesehen worden“. „Der Liebling des Jupiters“, sagt Winckelmann, „ist ohne Zweifel eine der allerschönsten Figuren, die aus dem Altertume übrig sind und mit dem Gesichte desselben finde ich nichts zu vergleichen; es blüht so viel Wollust auf demselben, daß dessen ganzes Leben nichts als ein Kuß zu sein scheint.“

Neben dem Beschreiben zog der Gelehrte auch noch die Folgerung, daß eines dieser Gemälde nach den Kleidern der Figuren das älteste von allen bekannten antiken sei. Das stand nun in seiner „Geschichte der Kunst des Altertums“ zu lesen und wurde der Welt bekannt. Als die Sache dann

herauskam und Winckelmann damit bloßgestellt war, ergrimte er und verzichtete auf weitere, für ihn zu leistende Arbeiten Casanovas, des „zum Schelm gewordenen oder vielmehr dazu geborenen Zeichners“. Den größten Schaden hatte er jedoch selbst, denn er mußte nun auf die Suche nach einem andern gediegenen Künstler gehen. Bald darauf hatte der Gelehrte die Genugtuung zu hören, daß Casanova, der indessen die von ihm verführte Tochter eines französischen Gastwirtes aus Rom geheiratet hatte, wegen einer Wechselfälschung verfolgt wurde und es deshalb angezeigt fand, Neapel und Italien zu verlassen und wieder nach Dresden zurückzukehren. Er wurde dort als Professor an der Akademie der bildenden Künste angestellt, da man in der sächsischen Hauptstadt die Geschichte mit den Wecheln in Rom nicht so ernst nahm.

Noch einmal gelang es indes Winckelmann, dem eifrigen und fleißigen Forscher, der unser Dresdner Archäologe stets gewesen war, trotz den Feindschaften, die ihm seine „Sendeschreiben“ eingetragen hatten, wieder nach Neapel zu gelangen. Es war nämlich mittlerweile im Jahre 1764 ein Engländer Sir William Hamilton dahingekommen, der weniger für Politik als für alles, was mit Kunst zusammenhing, leidenschaftliches Interesse hatte. Sir William war schlank und hager, hatte eine stark gebogene Adlernase und dunkles, schon schütteres Haar. Er war ein kluger und vornehmer Mann, der zudem durch seine Frau, die einer reichen englischen Adelsfamilie entstammte, auch über große Geldmittel verfügte. Mit Feuereifer widmete er sich nicht nur dem Studium der in Pompeji und Herculaneum ausgegrabenen Dinge, sondern suchte aller Orten in Rom, in Neapel, wo immer etwas gefunden wurde, Antiken anzukaufen und sie in seiner Wohnung aufzustellen. Er ließ sogar trotz dem bestehenden Verbot auf eigene Faust und im geheimen an verschiedenen Orten Ausgrabungen veranstalten. Aber nicht nur dies, er

betrieb förmlich auch einen schwunghaften Handel mit so gefundenen Gegenständen, und es gelang ihm da auf allen Gebieten große Erfolge zu erzielen, denn der Hof störte ihn nur wenig dabei. Sir William wußte sich mit dem jungen, spielerischen König sehr gut zu stellen, ging auf dessen Narrheiten ein und begleitete ihn auf seinen, oft den ganzen Tag währenden Jagdzügen durch dick und dünn. Mittlerweile aber brachte der Engländer unter anderem allmählich eine ganz wundervolle und kostbare antike Vasensammlung zustande.

Hamilton hörte nun von Winckelmann und seinen archäologischen Kenntnissen und lud ihn zu sich nach Neapel, weil er wollte, daß der deutsche Gelehrte ihm bei Herausgabe eines Werkes über die antiken Vasenmalereien helfen sollte. Dieser äußerte ihm zwar seine Bedenken wegen der Feindschaften, die er sich zugezogen, aber der Engländer meinte, er werde sich bemühen, die Sache bei Tanucci in Ordnung zu bringen. Und wirklich, als Winckelmann 1767 in Neapel eintraf, um von dort aus eine sizilianische Reise vorzubereiten, wurde er auch bei Hofe nicht so schlecht aufgenommen. Der genannte leitende Minister, auf den es ja hauptsächlich ankam, verwies ihm zwar gelegentlich eines Essens vor ausländischen Gesandten sein seinerzeitiges Benehmen und sprach von den anzüglichen Stellen in den Sendschreiben, warf ihm aber doch keinen Prügel mehr in den Weg, weil er hörte, daß der Gelehrte langsam schon Weltbedeutung zu erringen begann und er auch mit Berechtigung annahm, Winckelmann werde in Zukunft rücksichtsvoller und vorsichtiger sein. Überdies konnte sich Tanucci so dem nun seit März 1767 zum bevollmächtigten Minister ernannten Hamilton und damit Großbritannien gefällig erweisen.

So gelang es nun Winckelmann, auch wieder an die Ausgrabungsstellen und zu den neuesten Funden und Arbeitsstätten in Pompeji zu kommen, wo sich nun alle Bemühungen vereinigten. Eben hatte man unweit des geschlossenen Thea-

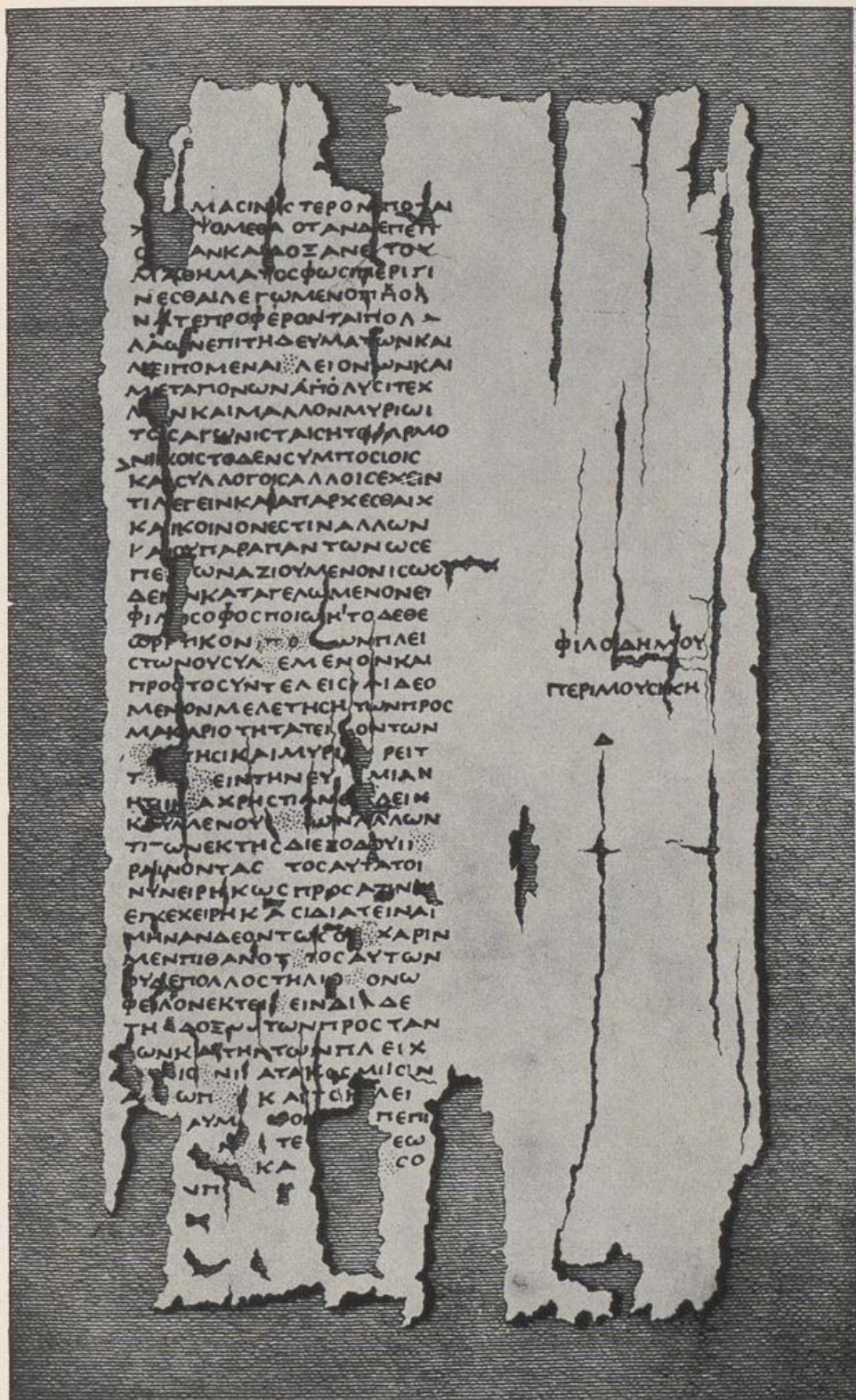
ters, das man im Juli 1764 aufzudecken begonnen hatte, einen merkwürdig geschmückten Helm mit Eisenschirm sowie eine reich verzierte Beinschiene gefunden, wie sie auf Vasenmalereien abgebildete Gladiatoren trugen. Auch eine Menge Waffen lagen in der Nähe, und fast alle waren besonders geschmückt und mit Zierat aller Art versehen. Als man nun dort weiter nachgrub, kam man im Oktober 1766 auf ein großes Gebäude, das vor dem Theater lag und einen riesigen, mit zahllosen Säulen umgebenen Hof besaß; rundherum fanden sich eine Menge kleiner Wohnzellen. Als Winckelmann Pompeji besuchte, entdeckte man dort auch viele Menschengeriippe, darunter die Leiche einer Frau, an der noch Teile ihrer sehr reichen Kleidung, ein golddurchwirktes Tuch sowie wertvolle Schmuckstücke geborgen wurden. Man fand auch in einem offenen, als Kerker benützten Raume Fuß-eisen und die Skelette von vier Gefangenen, dann die Überreste eines angeschirrten Pferdes; noch nie war man bisher auf so viele Tote in einem einzigen Gebäude gestoßen.

Winckelmann war gerade dazugekommen und beteiligte sich am Rätselraten über dessen Bestimmung; die einen deuteten es als Gymnasium, die anderen als Kaserne oder Markthalle, während man heute so ziemlich überzeugt ist, daß dieser einstige Vorbau des Theaters in den Jahren vor der Verschüttung als Gladiatorenkaserne verwendet wurde. Dafür zeugen nicht nur die vielen verzierten Waffen, sondern auch Zeichnungen an Säulen und Wänden, die Darstellungen von Wettkämpfen aufweisen.

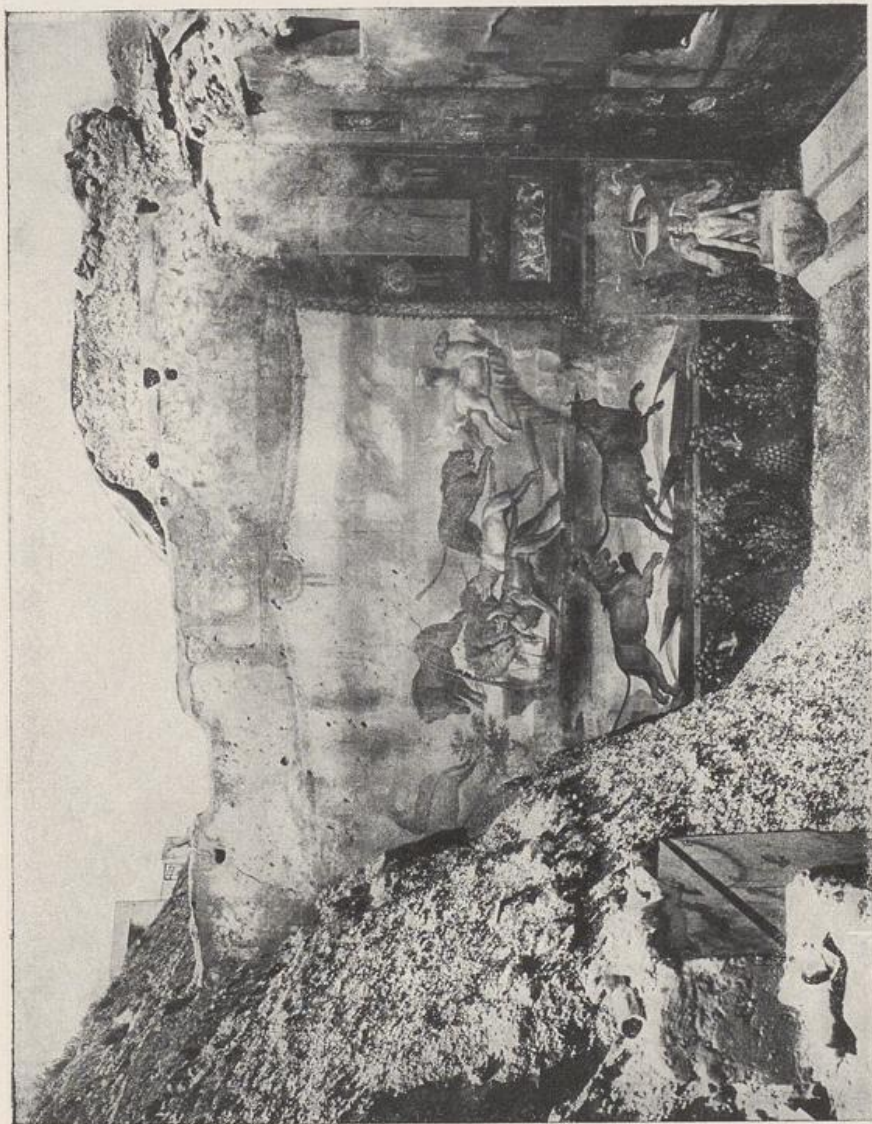
Immer noch hatte man die alte Methode ungeduldigen Umhersuchens nicht aufgegeben; kaum war man sich über die Bestimmung eines irgendwo gefundenen Gebäudes halbwegs klargeworden, da ließ man die noch lange nicht vollendete Arbeit daran stehen und grub wieder anderswo. Es war ja doch immer noch ein Schatzsuchen nach Schmuck, Gold- und Silbergegenständen.

In dieser Zeit trat der recht eigentlich für alles Verantwortliche, der mächtige, nun schon mehr als sechs Jahre fast ganz ruhige Vesuv Ende Oktober 1767 neuerdings in Tätigkeit. Es war etwa das siebenundzwanzigste Mal seit der Katastrophe, daß sich das Innere des Feuerberges in die Luft entlud. Wieder wurden Steine bis zu tausend Fuß Höhe emporgeworfen, wieder sah man die berühmte Pinie über dem Berg, aber nicht nur aus dem Krater, sondern auch aus den Seiten des Vesuv floß feurige Lava zu Tale, die sich in mehrere Ströme teilte und die Gebäude auf ihrem Wege wie Kartenhäuser zerquetschte. Dazu donnerähnliches Krachen, Lapilli- und Aschenregen, Erderschütterungen, kurz die Hölle schien losgelassen. Sir William Hamilton beobachtete diesen Ausbruch in nächster Nähe; unzählige Male war er zum Vesuv emporgestiegen, um ihn und seine Tätigkeit zu erforschen, und auch diesmal befand er sich in dem Tal zwischen der Somma und dem Bergkegel und mußte sich in vollem Lauf vor der auf den Hängen schnell herabstürzenden Lava retten. Winkelmann sah dies alles von der Stadt aus und konnte sich so aus eigener Erfahrung eine Vorstellung bilden, wie Pompeji und Herculaneum dereinst verschüttet worden waren, denn auch in Neapel regneten kleine Bimssteine „dick wie Schneeflocken, so daß die Sonne verfinstert war“.

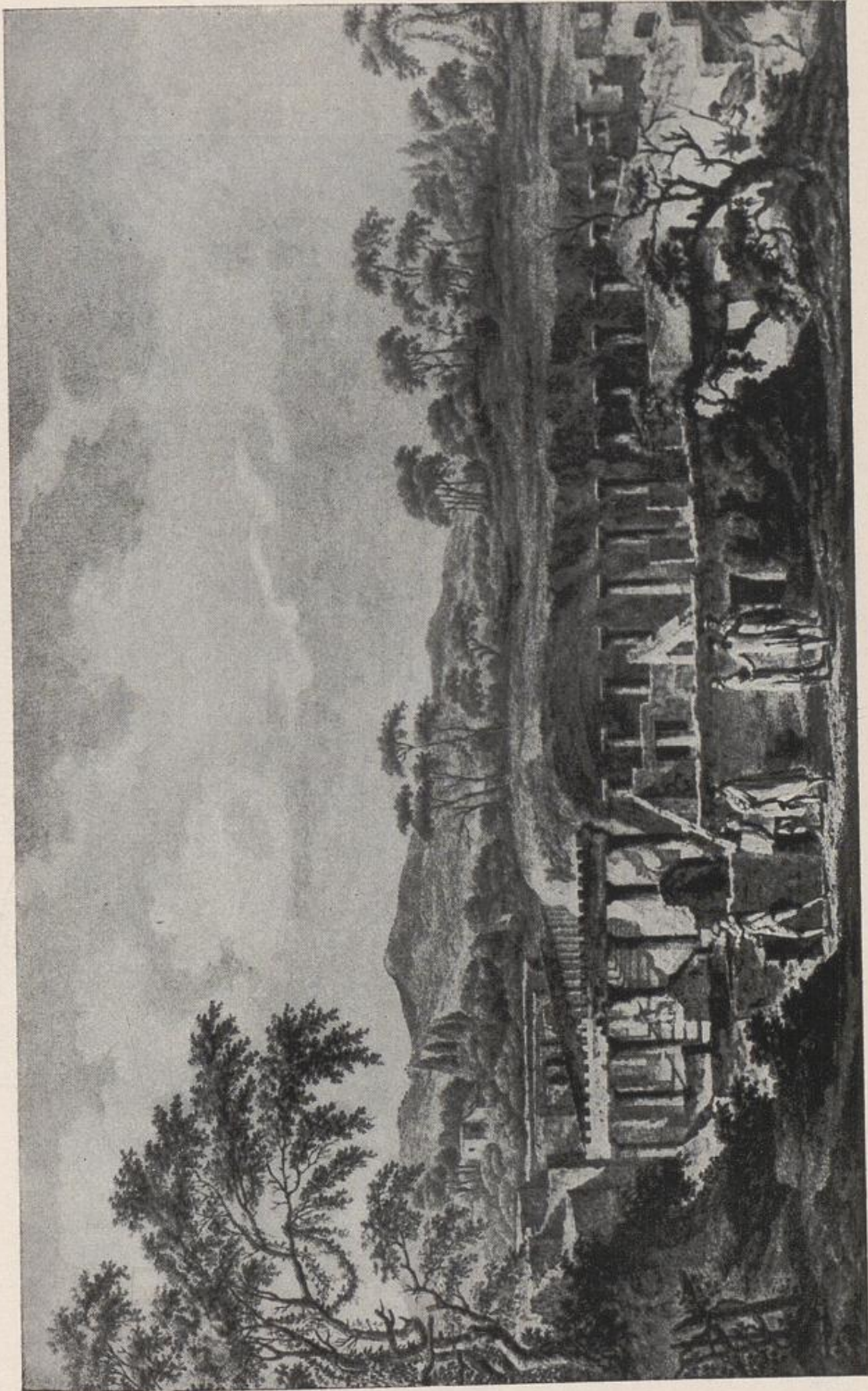
Der König mußte aus seinem Palais in Portici nach Neapel flüchten. Dort betete wieder alles in den Kirchen und veranstaltete Prozessionen zum Bilde des heiligen Januarius mit der innigen Bitte, er möge doch die furchtbare Wut des Berges bändigen. Er, der Schutzgott von Neapel, und sein Wunderblut in der Flasche, das einmal hart und brüchig ist, dann aber wieder schmilzt und flüssig wird, mußten doch helfen. Ob ein chemischer Vorgang an der Veränderung des Blutes des Heiligen schuld ist oder nicht, das Volk erblickte und erblickt darin nun einmal ein Wunder und hofft, wenn dieses eintritt und das Blut flüssig wird, auch gleichzeitig alles



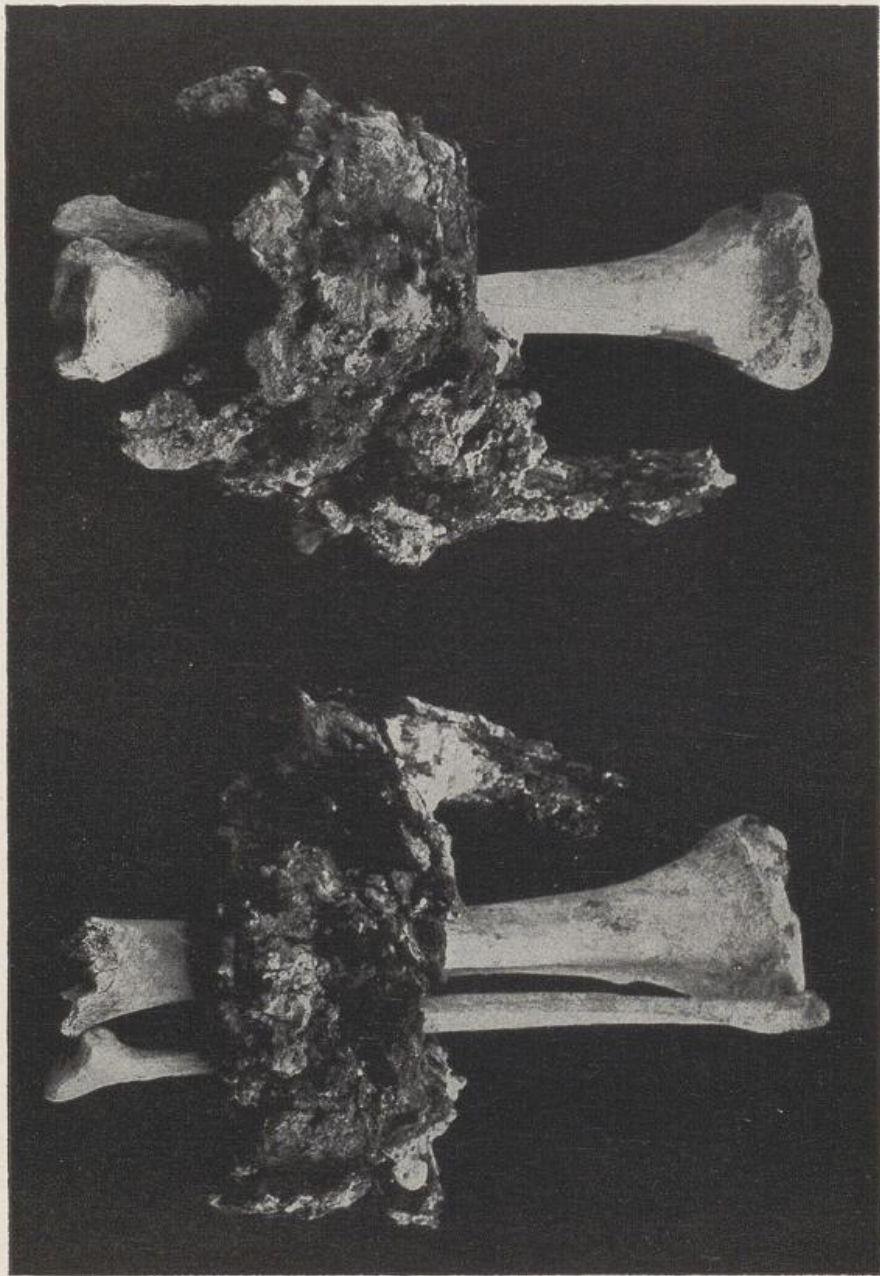
57. Entrollter Titel und erste Kolumne einer der in der Villa dei Papyri gefundenen, zu Kohle gewordenen Papyrusrollen, und zwar aus dem Werk des Philodemos: Über die Musik



58. Wie bei den Ausgrabungsarbeiten die Wandmalereien zutage treten. Links sieht man noch den Berg von Lapilli (kleinen, leichten, vulkanischen Steinchen), in denen das Ganze begraben lag



59. Die Gladiatorenkaserne kommt 1766 an den Tag
Nach Saint Non, Voyage à Naples



60. Noch im Tode gefesselte Schienbeine des Skeletts eines Pompejaners, der zur Zeit der Katastrophe in Eisen gelegt war und in dem allgemeinen Schrecken vergessen wurde

Unglück und Ungemach aufhören zu sehen. So berichtet der schwedische Reisende Jakob Jonas Björnstähl aus jener Zeit, daß man die Arme gegen das Bild ausstreckte und ihm zu- redete, „zuweilen drohet man ihm, wenn das Wunder nicht bald geschieht“. Einmal wollte der Pöbel sogar die Statue des Heiligen in das Meer werfen, falls der Vesuv sein Vernichtungswerk nicht bald einstelle. Und wirklich, es dauerte diesmal nicht lange, und Ende Oktober war der feuerspeiende Berg wieder in Ruhe.

Winckelmann aber kam nicht mehr dazu, so wie er es plante, in einem neuen Sendschreiben die letzten Funde und Ausgrabungen, die er gesehen und auch den miterlebten Ausbruch des Vesuv zu schildern. Das letztere mußte er Hamilton überlassen. Die deutschen Ausgaben der Winckelmannschen Kunstgeschichte und sonstige Erwägungen nötigten den Archäologen dazu, im Jahre 1768 eine längere Urlaubs- und Besuchsreise in seine deutsche Heimat zu unternehmen. Dann im Mai 1769 wollte er über Ancona wieder nach Italien zurückkehren. In Triest angekommen, stieg der gutgekleidete, vornehm aussehende und auch reiche Barmittel mit sich führende Fremde in einem einfachen Gasthause ab; in dem anstoßenden kleinen Zimmer war tags vorher ein Mensch ohne Geld und Gepäck aus Venedig eingekehrt. Unten in der Wirtsstube erkundigte sich Winckelmann beim Essen nach einer Schiffsgelegenheit nach Italien. Da mischte sich sein zufällig anwesender Zimmernachbar ins Gespräch, und so machte der Archäologe die Bekanntschaft des Fremden, der sich erbot, ihm in Triest Führer zu sein. Dieser Unbekannte war ein Italiener übelster Vergangenheit, der schon mit sechzehn Jahren als Koch in Florenz und Wien seine Herren bestahl, dann eine dreijährige Strafe im Stockhaus zu Wien verbüßt hatte und seit einiger Zeit im Verein mit einer öffentlichen Person abwechselnd in Venedig und Triest auf Gaunerstreiche ausging. Von alledem konnte Winckelmann nichts

wissen, aber der Mann war auch völlig ungebildet und da ist es kaum faßlich, daß sich der Gelehrte mehrere Tage lang fast ausschließlich mit ihm abgab, mit ihm spazieren ging, ja selbst sein Abendbrot in dessen Zimmer einnahm. Dabei erzählte er ihm vieles aus seinem Leben; zum Beispiel auch von einer Audienz bei der Kaiserin Maria Theresia, bei welcher Gelegenheit ihm die Monarchin sowohl, wie der Kanzler Fürst Kaunitz zur Erinnerung große goldene und silberne Schaumünzen geschenkt hätten. Der Fremde, der schon aus der Kleidung, den Schmuckstücken und den Erzählungen des Gelehrten erkannt hatte, daß es sich um eine vornehme, vielleicht sehr reiche Persönlichkeit handle, fragte Winckelmann, ob er ihm nicht die Goldstücke der Kaiserin zeigen wolle. Auf die bejahende Antwort hin reifte in dem Verbrecher der Entschluß, sich durch einen Raubmord in den Besitz der Habseligkeiten des Fremden zu setzen. Dazu suchte er sich eine Schlinge und zu aller Sicherheit noch ein schweres Küchenmesser.

Winckelmanns Schiff ging erst am 8. Juni ab und er beschäftigte sich indes damit, Druckanweisungen für die neue Ausgabe seiner Kunstgeschichte zu schreiben. Am Abend vor der Abreise legte er Perücke, Kravatte und Oberkleider ab, setzte sich an den Schreibtisch und hatte soeben die Worte „Es soll“ geschrieben, als sich plötzlich die Türe von rückwärts aufthat, der Italiener hastig eintrat und Winckelmann die Schlinge um den Hals warf, um ihn zu erdrosseln. Der Gelehrte sprang auf, es kam zu einem kurzen Kampf mit dem Angreifer, der nun sein Messer gebrauchte. Winckelmann wäre es fast gelungen, den Missetäter, in dem er seinen Zimmernachbarn erkannte, zu überwältigen, da glitt er aus und fiel auf den Rücken, was dem anderen ermöglichte, seinem Opfer sechs schwere, tödliche Stiche zu versetzen.

Auf den Lärm kam ein Angestellter hinaufgeeilt, der Attentäter floh, und als der Kellner den blutenden Mann sah, eilte

Ein fluchwürdiges Verbrechen

er ihm nicht zu Hilfe, sondern lief erschreckt davon, um einen Wundarzt zu holen. Der schwerverletzte Winckelmann schleppte sich in den ersten Stock hinab, traf ein Stubenmädchen, das beim Anblick des bleichen, blutenden Mannes gleichfalls schreckerfüllt davonlief. Auch noch anderen Leuten begegnete der Todwunde auf seinem Leidenswege die Stiege hinab, aber alles floh bei seinem Anblick zum Beichtvater, zum Arzt, weiß Gott wohin um Hilfe, bis endlich ein vernünftiger Mann kam, der sich selbst um Winckelmann bemühte, ihn bettete und einen Notverband anzulegen versuchte. Aber der unglückliche Gelehrte war zu schwer verletzt, es gelang ihm gerade noch mit schwacher Stimme einige letztwillige Verfügungen zu treffen, dann verfiel er in wenigen Stunden dem Tode. So hatte ein Verbrecher, bar jeder Sittlichkeit und Bildung, einen geistig höchststehenden Mann ermordet, der neben seinen großen Verdiensten um die Altertumskunde trotz allen Irrtümern auch der erste gewesen war, der ganz Europa Näheres über die Funde von der Entdeckung und Ausgrabung Herculaneums und Pompejis kundgetan und bekanntgemacht hatte.